

67
heimat + mission



Schengen

3 1992

I N H A L T

3	P. Jacques Steffen SCJ: Zum fünfzigsten Todestag von Mgr Gabriel Grison, dem Gründer und ersten apostolischen Vikar der Mission der Stanley-Fälle
8	Heimat und Mission Informationen Ein Brief aus Zaïre
33	Schengen Rund um die Schengener Tiefburg
36	Schengen Besuch im Klosterschloß St.-Michael
46	Schengen Schengen macht EG-Geschichte
9	Kontakte: Von der Last und vom Segen der schweren Warum-Fragen bei den Kindern
10	Die Kirche Luxemburgs in ihrem Werden, Wachsen und Wirken
12	SCJ – Spécial Yves Ledure SCJ Rerum Novarum en France Le Père Dehon et l'engagement social de l'Eglise

66. JAHRGANG – MÄRZ 1992

HERAUSGEBER:	Herz-Jesu-Priester
SCHRIFTLEITUNG:	P. Jean-Jacques Flammang
BILDER:	Prof. Norbert Thill
NACHRICHTENAGENTUREN:	in Zusammenarbeit mit P. Jos. Adam Documentation et Informations Africaines Dehoniana Informations
LAYOUT:	Lambert Herr
LITHOS:	Repro 55, Trier
DRUCK:	Sankt-Paulus-Druckerei AG, Luxemburg
VERLAG UND REDAKTION:	Heimat und Mission Clairefontaine L-8465 Eischen oder B-6706 Autelbas
VERWALTUNG UND ABONNEMENT:	P. Albert Huberty
ERSCHEINUNGSWEISE:	8mal jährlich und 1 Kalender
JAHRESABONNEMENT:	für Luxemburg und Belgien 450 FF für Frankreich 80 FF für Deutschland 30 DM
TELEFONNUMMERN:	22 02 81 oder 22 04 65 Vorwahl: aus Luxemburg 00 32 63 aus Deutschland 00 32 63 aus Belgien 063
ÜBERWEISUNGEN AN:	Heimat und Mission CCP 13759-82 Luxemburg
COPYRIGHT:	HEIMAT UND MISSION
TITELBILD:	Turm des Schengener Schlosses
RÜCKSEITE:	Schengen

Neu-Evangelisierung ist ein Wort, das seit einiger Zeit in fast allen kirchlichen Texten und Dokumenten eine Zentralstelle einnimmt. Gemeint ist mit diesem neuen Ausdruck ein Hauptanliegen der Kirche unserer Zeit: Soll der christliche Glaube in Europa, aber auch in anderen Teilen der Welt eine Zukunft haben, so muß das Evangelium neu gepredigt und neu aufgenommen werden. So lautet die Forderung, und der interessierte Beobachter kann leicht feststellen, wie richtig diese Forderung ist, wird doch unser öffentliches und privates Leben kaum noch durch das Evangelium geprägt.

Wie aber konnte es im christlichen Westen so weit kommen, daß dem Evangelium nur noch geringe oder keine Gestaltungskraft mehr zukommt und daß deshalb Neu-Evangelisierung zum Hauptanliegen der Kirche werden mußte? Auf diese Frage, wenn sie überhaupt so gestellt werden kann, gibt es wenigstens zwei Antwortrichtungen, die einige Formen der Neu-Evangelisierung ergeben.

Für die eine von ihnen ist der moderne Mensch an allem schuld. Er hat sich von seinem Gott losgesagt und ist Wege gegangen, die nicht mehr an Gott gebunden sind. Er beobachtet, analysiert, rechnet, das alles ohne Gott und mit Erfolg. Sein neues gott-loses Wissen gibt ihm Macht, Macht über die Natur, über die Mitmenschen, über sich selbst. Seine Umwelt ist nicht mehr Gottes Schöpfung, die zu bebauen und zu behüten er den Auftrag hat, sondern sie wird seine ihm zu Füßen liegende Dienerin, die er gebrauchen, ausbeuten, ja mißhandeln kann, so wie er es für richtig hält. Überhaupt sind Richtung und Recht seine eigenen Schöpfungen geworden, und „gute Nachricht“ braucht der moderne Mensch nicht vom Anderen zu erhalten, er ist sich selbst die gute Nachricht: seine Wissenschaft und ihre Technik erfüllen ihm alle Wünsche, mit großem, meßbarem Erfolg. Was nützt da noch ein Evangelium? Und weil für den modernen Menschen Nutzen und Bedeutung gleich geworden sind, wird das nutzlose Evangelium ihm bedeutungslos und unverständlich. Endstation ist so nicht einmal mehr kritische Auseinandersetzung, sondern einfach Gleichgültigkeit. Schuld am Untergang des christlichen Glaubens ist somit der moderne Mensch selbst, der frei von Gott das Evangelium als nutzlos erachtet.

In diesem Zusammenhang wird die Neu-Evangelisierung entweder die Mißstände der Moderne anprangern, mit der Hoffnung, aus dem Engpaß „nutzlos, also bedeutungslos“ herauszuführen, oder aber sie wird versuchen, durch neue Verkündigung dem modernen Menschen die Nützlichkeit des Evangeliums aufzuzeigen.

Einseitige Schuldzuweisung an den modernen Menschen stößt nun aber bei vielen auf Widerstand: Nicht der moderne Mensch ist schuld an der Gleichgültigkeit dem Evangelium gegenüber, sondern die Kirche selbst, so lautet die These einer anderen Antwortrichtung. Wenn nämlich dem modernen Menschen der christliche Glaube bedeutungslos geworden ist, dann liegt das an der heute unverständlich gewordenen Verkündigung der Kirche. Mit ihrer Sprache kann sie die Menschen kaum mehr erreichen. Sie teilt wohl die gute Nachricht mit, die nach vielen mühseligen Übersetzungs- und Erläuterungsversuchen endlich begriffen, dann aber vom modernen Menschen abgewiesen wird, weil dieser nichts Gutes an der Nachricht finden kann, einmal abgesehen von den mehr pragmatischen Beobachtungen, daß oft Kirchenleute wenig aus der von ihnen verkündeten guten Nachricht leben.

In diesem Zusammenhang will Neu-Evangelisierung eine innere Umkehr bewirken. Zeugen sollen auftreten, die ein christliches Leben nach dem Evangelium führen und dadurch ihre Mitmenschen für die gute Nachricht überzeugen und begeistern. Andererseits aber kann sich Neu-Evangelisierung hier verstehen als ein neues Aufmerksamwerden auf das, was Christus als gute Nachricht an die Menschen von heute weitergeben will. Daß dabei an erster Stelle nicht das objektive Dogma, sondern die Vorbereitung auf den anzunehmenden Inhalt steht, mag wohl einige beirren, ist aber eine notwendige Arbeit, ohne die Neu-Evangelisierung in ihren anderen Formen wohl kaum die erwarteten Früchte bringen kann.

P. Jean-Jacques Flammang SCJ

Vor fünfzig Jahren, am 13. Februar 1942, verschied in Stanleyville, dem heutigen Kisangani, im Alter von 81 Jahren, nach einer kurzen Krankheit, Bischof Emile Gabriel Grison. Sein Tod setzte den Schlußstrich unter ein langes und reich ausgefülltes Missionarsleben von 53 Jahren, wovon er 8 im südamerikanischen Staat Ecuador verbracht hatte, und 45 in Afrika, in der damaligen belgischen Kolonie Kongo, dem heutigen Zaïre.

Bischof Grison war ein gebürtiger Lothringer. Er hatte das Licht der Welt erblickt am 24. Dezember 1860 in Saint-Julien-lez-Metz und war am Weihnachtstag auf den Namen Emile getauft worden. Zum Priester geweiht in seiner Heimatdiözese am 30. November 1883, trat er vier Jahre später in unsere Kongregation ein. Der junge Ordensmann Grison legte seine ersten Gelübde am 13. September 1887 ab und erhielt dabei den Ordensnamen Gabriel, den er für den Rest seines Lebens anstelle seines Taufnamens gebrauchte.

Einige Monate zuvor war ein Priester aus Ecuador in Südamerika mit Namen Matovelle, Gründer einer Kongregation, der er den Namen „Oblaten der Göttlichen Liebe“ gegeben hatte, auf Pater Dehon und seine junge Kongregation aufmerksam geworden. Ihm schien, daß die Zielsetzungen der beiden Genossenschaften übereinstimmten und deshalb eine Vereinigung beider Kongregationen in einem einzigen Institut anzustreben sei. Es entspann sich zwischen ihm und P. Dehon ein reger Briefwechsel, und am 21. Februar 1888 gab P. Matovelle in einem Brief an P. Dehon seine Zustimmung zur Fusion ihrer beiden Genossenschaften. P. Dehon beauftragte daraufhin die Patres Irénée Blanc und Gabriel Grison, nach Ecuador zu reisen. Der erste sollte in Cuenca das Noviziat der „Oblaten“ leiten, während Pater Grison die Verantwortung für die apostolische Schule des Ordens in Azuques übernehmen sollte. Beide schifften sich ein in Saint-Nazaire am 10. November 1888. Einen Monat später, nach einer beschwerlichen Reise über Meer und Land, erreichten sie Cuenca am 15. Dezember 1888. Dort vernahmen sie, daß P. Matovelle seine Pläne geändert hatte: er möchte jetzt ein Haus in der Hauptstadt Quito gründen, um das Nationalheiligtum des Landes, die Herz-Jesu-Basilika, zu bauen. Nach einigem Hin und Her ging schließlich P. Irénée Blanc nach Quito, während P. Grison die Sorge um das Noviziat in Cuenca auf sich nahm. Doch auch dieser Plan schlug fehl, denn der



Zum fünfzigsten Todestag von Mgr Gabriel Grison, dem Gründer und ersten apostolischen Vikar der Mission der Stanley-Fälle

Erzbischof von Quito hatte vor langer Zeit den Bau des Heiligtums einer anderen Kongregation anvertraut, die noch nichts unternommen hatte, jetzt aber ihre Rechte geltend machte. In die Enge getrieben, machte der Erzbischof die Übereinkunft mit P. Matovelle rückgängig, und so hatten unsere Patres nichts mehr zu tun in Quito. Schlimmer noch: P. Matovelle wollte auch nichts mehr wissen von einer Vereinigung seiner Kongregation mit derjenigen von P. Dehon, und damit war auch der Auftrag von P. Grison hinfällig. P. Matovelle kümmerte sich weiter nicht mehr um seine beiden Gäste, die in Erwartung neuer Richtlinien von P. Dehon sich in einer Pfarrei von Quito nützlich machten, so gut es ging.

Inzwischen hatten sie Verstärkung erhalten, und per Telegramm teilte ihnen P. Dehon mit, sie sollten sich dem Bischof von Porto-Viejo, Mgr Schumacher, zur Verfügung stellen. Dieser beauftragte sie mit der Leitung seines Kleinen Seminars in Porto-Viejo und des Kollegs von Bahia de Caraquez. Wegen Differenzen mit Pater Irénée Blanc entzog ihnen der Bischof die Verantwortung für das Kleine Seminar, so daß alle eine Zeitlang im Kolleg von Bahia tätig waren.

Im Juli 1891 wurde P. Grison zum Oberen ernannt, und P. Irénée Blanc ging mit einigen Mitbrüdern nach Ambato, um das

dortige Kolleg zu übernehmen. Von der Zeit an entwickelten unsere Patres in beiden Ortschaften eine rege pädagogische und seelsorgliche Tätigkeit, und alles schien darauf hin zu deuten, daß der Genossenschaft eine fruchtbare Zukunft im Lande beschieden sein werde. Aber dann brach im Jahre 1895 ein Aufstand aus, der sowohl gegen die Regierung als gegen die Kirche gerichtet war. Der Bischof von Porto-Viejo mußte seine Diözese verlassen, und die meisten seiner Priester taten das gleiche. In Bahia setzten P. Grison und seine Mitbrüder ihre Arbeit unverdrossen fort, trotz der Anfeindungen der Aufständischen. Eines Tages organisierten letztere einen Volksaufmarsch gegen den Bischof, an dem auch einige Schüler des Kollegs teilnahmen, die deswegen von P. Grison nach Hause geschickt wurden. Daraufhin fertigte der Gouverneur der Provinz Manabi einen Ausweisungsbefehl aus gegen alle Patres von Bahia, die das Land mit dem ersten Boot verlassen mußten. Das geschah am Nachmittag des 12. Juni 1896, dem Fest des Herzens Jesu, zum großen Leidwesen des größten Teiles der Bevölkerung von Bahia.

Die Patres von Ambato waren bei Ausbruch der Rebellion in die Berge geflüchtet, wo sie bei den Indianern Aufnahme gefunden hatten und sich dort seelsorglich betätigten. Sie wurden nicht behelligt. In mehreren Briefen hatte P. Dehon an P. Grison geschrieben, wenn sie gezwungen würden, das Land zu verlassen, sollten sie versuchen, in den Vereinigten Staaten, entweder in Texas oder in Florida, eine Niederlassung zu gründen. P. Grison sah dazu keine Möglichkeit bei seiner plötzlichen Ausweisung, und es ist auch fraglich, ob er diesen Wunsch den Patres in Ambato mitzuteilen die Gelegenheit hatte. Diese erhielten dann im Oktober 1896 ein Telegramm, das eigentlich nur den P. Bruno Blanc zurückrief für die Schule von Fayet in Frankreich. Ob das Telegramm falsch durchgegeben oder falsch verstanden wurde, bleibe dahingestellt: auf jeden Fall verließen alle unsere Patres Ambato Richtung Europa, und im Dezember 1896 war die Mission von Ecuador nur noch eine Erinnerung.

* * *

Während P. Grison und seine Gefährten in Ecuador weilten, hatte P. Dehon schon ein zweites überseeisches Tätigkeitsfeld in Nordbrasilien gegründet: die Arbeitermission von Camaragibe, am 12. Juni

1893. Und er war auch schon längere Zeit auf der Suche nach einem eigentlichen Missionsfeld in Afrika oder in Asien. Die Umstände brachten es mit sich, daß im März des Jahres 1897 in Übereinstimmung mit der Kongregation der Glaubensverbreitung ein Abkommen zwischen der Regierung des sogenannten „Kongo-Freistaates“ und P. Dehon abgeschlossen wurde zwecks Gründung einer Mission in der Gegend der Stanley-Fälle. Zum Oberen dieser Neugründung wurde P. Grison bestimmt. Dieser erhielt seine Ernennung von der Hand von P. Dehon am 17. April in Pontavert (Aisne), wo er die Exerzitien der Karwoche predigte. Auf seinen Einwand, er habe den Leuten von

überdies den nötigen Proviant und all die andern Gegenstände erhalten, die sie zur Reise ins Inland benötigten.

Am 25. Juli 1897 legte das Boot am Meereshafen von Banana an. Nun begann die eigentliche Reise. Was einem auffällt, ist bei Pater Grison die Überzeugung, daß er die gutgemeinten Ratschläge, die man ihnen mit auf den Weg gibt, nicht nötig hat, weil die acht Jahre in Ecuador ihn gelehrt haben, wie man sich in den Tropen zu verhalten habe. Besser als viele Worte wird folgende Episode, die er viele Jahre später selbst niederschrieb, seine Geisteshaltung wiedergeben. In Matadi residierte ein Diözesanpriester aus Gent, Herr D'Hooghe. Am

Das war also die Geisteshaltung, mit der P. Grison in Gesellschaft von P. Lux die Weiterreise über Land und mit dem Flußboot nach den Stanley-Fällen antrat, wo sie am 21. September ankamen und vom Stationskommandanten wohl herzlich, aber trotzdem mit großem Erstaunen empfangen wurden, denn er war von ihrer Ankunft nicht unterrichtet: die betreffenden Briefe waren nämlich mit demselben Boot gereist als die Patres. Aber er war aus dem Staunen noch nicht heraus. Am 24. September, drei Tage nach der Ankunft, feierte P. Grison die erste Messe in Stanley-Falls und nahm mit dem Stationskommandanten die Stelle in Augenschein, die sich nach dessen Urteil am besten eignete für die Errichtung der Missionsstation. P. Grison war einverstanden und eröffnete daraufhin dem Kommandanten, entgegen dem Wortlaut des Vertrags sei er gewillt, zu bleiben und mit dem Bau der Mission zu beginnen. Dieser sein Entschluß war nicht von gestern: wiederholt betont P. Grison in seinen Briefen und Schriften, daß er die Reise unternommen hatte mit der unwiderruflichen Absicht, auf keinen Fall nach Europa zurückzukehren. Er rechtfertigte seinen Entschluß folgendermaßen in einem Brief vom 1. Oktober 1897 an seine Eltern: „Machen Sie sich keine Sorgen. Es ist hier weniger gefährlich als in Ecuador. Und zudem, wenn ich sehe, was Soldaten und Händler nicht alles tun für weniger edle Ziele, dann frage ich mich, ob ich nicht wenigstens ebensoviel tun muß, um das Reich unseres guten Meisters auszubreiten. Ich bin froh, hier an den Vorposten der Christenheit zu stehen, und ich würde meine Mission nicht für ein Königreich austauschen.“

P. Lux teilte diese Ansicht nicht und alle Versuche von Pater Grison, ihn umzustimmen, waren umsonst. Er sah nicht ein, wie man ohne sorgfältige Vorbereitung eine Mission gründen könnte mitten im Urwald, und kehrte in Übereinstimmung mit dem unterzeichneten Vertrag mit dem ersten Boot zurück, um den Oberen in Europa seine Erfahrungen mitzuteilen. So trennten sich die Wege von P. Grison und P. Lux, denn letzterer ging später, im Jahre 1903, nach Südbrasilien und wurde zum Gründer der südbrasilianischen Provinz unserer Genossenschaft.

Auch der Stationskommandant war nicht gerade erfreut von dem Entschluß von P. Grison, denn er hatte wahrhaftig was anderes zu tun, als sich um die Errichtung einer Mission zu kümmern. Knappe vierzehn Tage vor Ankunft der Patres hatte er erst die Nachricht erhalten, daß die rebellierenden Batetelasoldaten geschlagen worden waren und keine Gefahr mehr



Kisangani, die erste Mission der Herz-Jesu-Priester in Zaire

Bahia versprochen, zurückzukehren, sobald es die Umstände erlaubten, antwortete P. Dehon, wir würden niemals mehr nach Ecuador zurückkehren, weil wir zu arm seien, dort eine Mission zu unterhalten.

Die Abreise erfolgte von Antwerpen aus am 6. Juli 1897. Mit P. Gabriel Grison reiste P. Gabriel Lux. Auf dem Boot trafen sie zufällig den neugeweihten Apostolischen Vikar des Kongo, Mgr Van Ronslé, der auch für das Gebiet der Stanley-Fälle zuständig war und nun nach der Weihe nach Boma, Hauptstadt des Kongostaates und seines Vikariates, zurückkehrte. – Das eigentliche Ziel der Reise unserer Pioniere war nicht die Gründung der Mission. Sie hatten einen Erkundungsauftrag, der im Kontrakt mit dem Freistaat klar umschrieben war: sie sollten den Standort der zu gründenden Mission aussuchen, und nachdem dies geschehen, zurückkehren, um Personal zu suchen und alles, was für eine Missionsgründung erforderlich wäre, vorzubereiten. Während dieser Zeit würde der Staat provisorische Unterkünfte für sie errichten. Um ihren Auftrag im Kongo zu erledigen, erhielten sie vom Staat ein gratis Retourbillet für die Dauer von sechs Monaten. In Boma würden sie

15. August nach der Messe, die P. Grison gefeiert hatte, warf Herr D'Hooghe einen Blick auf die Kisten, die zum Weitertransport bereitstanden und fragte: „Ist das alles, was sie haben, um ihre Mission der Stanley-Fälle zu gründen?“ – „Aber“, antwortete P. Grison, „ich finde, daß es schon viel zu viel ist! – „Setzen sie sich bitte hin“, war die Antwort, „und schreiben sie die Liste, die ich ihnen diktieren werde und die sie noch heute an ihren Prokurator werden abschicken!“ Und P. Grison fährt fort zu erzählen:

„Wir hatten weder einen Prokurator noch eine Prokura. Trotzdem, um ihn nicht zu beleidigen, setzte ich mich an seinen Schreibtisch. Aber bei dem ersten Gegenstand, den er nannte, hob ich die Feder vom Papier und sagte: ‚Nein, mein lieber Mitbruder, das ist für uns völlig überflüssig.‘ – ‚Schreib‘, entgegnete er, ‚Sie werden mich nach einem Jahr begreifen, und dann werden sie mir danken für meine Voraussicht.‘ Ich fügte mich also aus reiner Höflichkeit, schrieb, was er mir diktierte und schickte den Brief an P. Jeanroy ab, nachdem ich einen Abschnitt hinzugefügt hatte, in dem ich mich entschuldigte und ihm die Szene erzählte.“

bestand für die Station der Stanley-Fälle. Somit mußte er alle seine Kräfte darauf konzentrieren, die Station, die aus Sicherheitsgründen auf ein Minimum reduziert worden war, wieder aufzubauen. Er hat P. Grison nicht fallen gelassen, er bewunderte ihn sogar und half ihm, wo und wann er konnte, und P. Grison erkennt das auch an. Aber er war nicht immer in der Lage, zu helfen in dem Maße, wie es nötig gewesen wäre und wie er es sicher gerne getan hätte. Auch dafür hatte P. Grison Verständnis.

Sicher zeugt der Entschluß von Pater Grison von Großmut, Gottvertrauen und Selbstverleugnung. Dennoch muß festgehalten werden, daß die Mission der Stanley-Fälle in völliger Unkenntnis der Lage und ohne die geringste Vorbereitung gegründet wurde. Es mutet einem fremd an, wenn man liest, daß eine Mission im Urwald von Afrika finanziell tragbarer sein soll als eine Mission in Ecuador. Im Urwald wachsen bekanntlich nur jahrhundertalte riesige Bäume, und die verwandeln sich nicht bereitwillig in ertragsreiche Felder und wohnliche Häuser. Da hilft keine gute Meinung und auch kein noch so großer Opferwille! Das erfordert harte Arbeit und vor allem die nötigen Vorbereitungen. – Es befremdet auch, daß die gutgemeinten und weisen Ratschläge von Kennern der Lage in den Wind geschlagen wurden; und daß behauptet wurde, das Leben bei den Stanley-Fällen sei weniger gefährlich als in Ecuador, wo doch der Wald jeden Tag widerhallte von Gewehrschüssen und alle Stationen der Europäer Militärstationen waren! – Es war ohne Zweifel ein großmütiger Entschluß von P. Grison vom persönlichen Standpunkt aus, aber er hat schwerwiegende Folgen gehabt auf lange Jahre hinaus für die Entwicklung der Mission und das Wohlbefinden der ersten Missionare. Das hat P. Grison auch ein Jahr später eingesehen, als er nach dem Tod von Bruder Bonaventura dem Drängen seiner Mitbrüder nachgab und nach Europa zurückkehrte, um nachzuholen, was er versäumt hatte, nämlich die Gründung der Mission vorzubereiten: in andern Worten, Vorkehrungen zu treffen für das leibliche Wohl der Missionare und ihrer Schützlinge, den materiellen Ausbau der Mission sicherzustellen und Personal anzuwerben für das neue Missionsgebiet.

Wegen dieser überhasteten Gründung waren die ersten Jahre der Mission mehr noch als durch harte Arbeit gekennzeichnet durch bittere Armut und Entbehrung. Die Mission hatte keine materielle Rückendeckung, und wie man sich auch anlegte, oft war die Hilfe schon aufgebraucht, ehe sie am Bestimmungsort eintraf: die Missionare waren gezwungen,

Tauschwaren auf Borg zu leihen vom Staat oder den Handelshäusern unter der Verpflichtung, das Geliehene zurückzugeben beim Eintreffen der nächsten Sendung. Und wenn so manche Hilferufe anscheinend nicht gehört wurden oder nur mit Verspätung, dann waren daran nicht immer die Transportschwierigkeiten schuld: es fehlten halt die Mittel.

Auch P. Grison hat sein gerütteltes Maß an Arbeit und Entbehrungen getragen. Aber auf Grund seiner geistigen Einstellung sah er in der Situation, in die er sich hineinmanövriert hatte, das unvermeidliche Los des Soldaten Christi, der gerufen war, den schwarzen Kontinent zu gewinnen für das Reich des Herzens Jesu. Das mußte so schnell wie nur immer möglich geschehen, und dafür war kein Preis zu hoch! Er hat eine Art Schlachtfeldmystik entwickelt, die er seinen Mitbrüdern mitzuteilen suchte. Es ist nicht von ungefähr, daß in den Anfangsjahren die Herz-Jesu-Standard den Bug der Pirogen zierte, wenn die Missionare über die Flüsse von Dorf zu Dorf durch den Urwald reisten. Sie zogen zu Felde im Namen des Herzens Jesu gegen das Reich des Teufels, der den ganzen schwarzen Kontinent in seinen Krallen hielt. Und der frühe Soldatentod auf dem Schlachtfeld der Mission war integrierender Bestandteil dieser Mystik. – Unnötig zu sagen, daß nicht jeder auf die Dauer einer solchen seelischen

hat er ausgehalten, und das war nicht immer leicht, wenn Tod und Krankheit oder menschliche Schwachheit seine Pläne durchkreuzten, Personalmangel ihn zwang, eine angefangene Station zu schließen oder eine geplante Neugründung auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben, oder die ihm zugeteilten Missionare seinen Erwartungen nicht entsprachen. Denn er stellte hohe Anforderungen an seine Missionare. Das Beste war ihm gerade gut genug. Und er verlangte für seine Mission eine Vorzugsbehandlung in Sachen Personal. So mancher ärgerliche Brief ging deswegen an P. Dehon, der natürlich auch für die anderen Missionsgebiete der Kongregation sorgen mußte und nicht immer die Wünsche von P. Grison erfüllen konnte.

Trotz aller Entbehrungen, trotz Krankheit und Tod, machte die Missionsarbeit stetige Fortschritte. Neben Saint Gabriel entstand im Dezember 1899 die Mission von Stanley-Falls in der Militärstation, die P. Willibrord Reelick anvertraut wurde. Im Jahre 1900 kamen die ersten Schwestern an für das Waisenheim der Mädchen. Am 6. Januar 1902 verließen P. Wulfers und P. Goerke Saint Gabriel, der erste, um die Mission von Yanonge zu gründen, während der zweite noch 250 km weiter flußabwärts fuhr bis nach Basoko. Ein Jahr später, im Jahre 1903, wurden die Patres Hentz und Steinmetz nach Banalia ge-

Das Centre Mgr Grison in Kisangani (Zaire)



Belastung gewachsen war. Daraus erklärt sich manche Rückkehr von Missionaren, die von P. Grison als verfrühtes Aufgeben gewertet wurde.

P. Grison aber hielt stand, obschon er eigentlich nicht die stärkste Gesundheit hatte und ein Magenleiden ihm jeden Tag zu schaffen machte, weswegen er nicht immer bei guter Laune war. Keiner seiner Missionare hat so viele Kilometer im Urwald zurückgelegt wie er, per Piroge und zu Fuß. Und auch die seelische Belastung

sandt. Zu Anfang des Jahres 1904, reisten die Patres Maßmann und Wulfers 21 Tagereisen weit zu Fuß durch den Urwald in Richtung Nordosten, um die Mission von Avakubi zu beginnen. Und P. Slangen machte im selben Jahr den Anfang mit der „Fliegenden Mission“ der Arbeiter der Bahnlinie Stanleyville-Ponthierville, mit deren Bau im Jahre 1904 begonnen worden war. In einem Zelte lebend, wechselte er seinen Standort mit den Arbeitern, die ihr Lager in dem Maße, wie die Arbei-

ten voranschritten, stets weiter nach Süden vorschoben, bis sie nach vier Jahren Ponthierville erreichten. Ende 1907 wurde sie 300 km weiter südlich nach Lokandu verlegt.

* * *

Das Jahr 1904 sollte übrigens als der zweite Meilenstein in die Geschichte der Mission eingehen. Seit einiger Zeit schon waren Schritte unternommen worden bei der Kongregation der Glaubensverbreitung in Rom, um der Mission der Stanley-Fälle einen selbständigen Status zuzuerkennen. Am 5. August des Jahres 1904 war es dann soweit: die Mission der Stanley-Fälle wurde zur Apostolischen Präfektur erhoben, und am 8. August wurde P. Grison zum Apostolischen Präfekten ernannt. Dadurch wurde das Gebiet der Stanley-Fälle losgelöst vom Apostolischen Vikariat Kongo und zu einem selbständigen kirchlichen Verwaltungssprengel erhoben, innerhalb der Organisation der katholischen Missionen. P. Dehon war darauf bedacht, daß die neue Würde von P. Grison für Schwarze und Weiße auch äußerlich sichtbar sei. Weil ein Apostolischer Präfekt aber kein äußerliches Würdeabzeichen besaß, erbat und erhielt P. Dehon für ihn von den Bischöfen von Verdun und Cahors die Ernennung zum Ehrendomherrn, welche Würde Recht gab auf das Tragen eines Brustkreuzes, das ihm die Franziskanermissionarinnen dann zum Geschenk anboten. Für seinen Teil bestand P. Grison jedoch darauf, daß ihm keinerlei Ehrerweisungen oder dergleichen zuteil würden. Alles sollte weitergehen wie vorher.

Und alles ging weiter wie vorher in den schon gegründeten Missionsstationen. Die Schwestern eröffneten eine neue Station am linken Ufer von Kisangani, um den Dienst an dem dort errichteten Krankenhaus zu versehen. Ein Pater wurde ihnen als Hauskaplan zugeteilt, und das war der Anfang der Missionsstation des linken Ufers von Stanleyville. Andere Neugründungen konnten wegen Personalmangels nicht ins Auge gefaßt werden, obschon der Staat P. Grison drängte, eine Mission im Osten der Kolonie zu gründen, in Beni, nicht weit von der Grenze zu Uganda. Erst nachdem er von Brüssel die Zusage erhalten hatte, daß neue Missionare für diese neue Station verfügbar wären, machte sich P. Grison am 6. August 1906 auf den Weg: eine beschwerliche und gefährliche Reise durch den Urwald, denn die Wanande standen zu der Zeit auf Kriegsfuß mit der Kolonialmacht. Er kam an in Beni am 24. September, suchte einen geeigneten Standort aus und begab sich an die Arbeit. Als die Patres Farinelle, Cambron, Lens, Ger-

main, und Bruder Manderscheid, von Mombasa kommend, am 24. Dezember 1906 in Beni eintrafen, fanden sie die neue Mission ganz eingerichtet vor. Eine Woche später verließ P. Grison Beni, ging nach Léopoldville zu einer Tagung der Missionsoberen und kehrte am 28. März 1907 nach einer achtmonatigen Abwesenheit nach St. Gabriel zurück.

Für P. Grison bedeuteten diese Jahre nicht nur Jahre der Arbeit, sondern auch Jahre einer schweren seelischen Krise. „Ich bitte Sie zum wiederholten Male, mich von meinem Amt und meiner Würde zu entheben bzw. meine Enthebung zu veranlassen“, schrieb er am 14. März 1907 an P. Dehon. „... Der Grund liegt einfach darin, daß ich alles überdrüssig bin und keine Möglichkeit sehe, die Mission recht zu leiten.“ – Am 22. November 1907 gibt er „aus Gewissensgründen“ Pater Dehon eine abschlägige Antwort, der ihm mitgeteilt hatte, er habe ihn für die Bischofswürde vorgeschlagen. Er begründet seinen Entschluß mit seiner physischen und intellektuellen Niedergeschlagenheit. In einem späteren Brief, datiert Januar 1908, machte er eine Anspielung auf die Möglichkeit, daß er gegen Ende des Jahres nicht mehr mit der Leitung der Präfektur betraut sein könnte. Die Erklärung hierzu liefert das erste Rundschreiben, das er nach der Bischofsweihe an seine Missionare schickte. Darin teilte er ihnen mit, daß die nicht endenden Schwierigkeiten und eine allgemeine Müdigkeit ihn veranlaßt hatten, im Jahre 1907 in Rom seine Demission als Apostolischer Präfekt einzureichen.

* * *

Es kam aber alles ganz anders als er es sich gewünscht hatte. Am 10. März 1908 wurde die Apostolische Präfektur zum Vikariat erhoben, und er selbst wurde trotz all seiner Einwände am 12. März 1908 zum ersten Apostolischen Vikar ernannt. Die Bischofsweihe erhielt er von der Hand des Präfekten der Propaganda Fide, Kardinal Gotti, in der Kapelle der Franziskanermissionarinnen in Rom am 11. Oktober 1908. Drei Monate später, am 10. Januar 1909, schiffte er sich in Marseille ein für die Rückreise durch den Suezkanal und über die Ostküste von Afrika, weil er die Mission von Beni besuchen wollte. In Saint Gabriel kam er am 29. Mai 1909 an. Der Empfang war ganz unzeremoniell, denn man erwartete ihn erst in drei Wochen. Mgr Grison verzichtete übrigens auf jeden öffentlichen Empfang, und die Arbeit ging wie gewohnt weiter.

Bis zum ersten Weltkrieg wurden nur zwei weitere Missionsstationen gegründet:

1912 Ponthierville, heute Ubundu, wo die „fliegende Mission“ seßhaft wurde, und 1914 Bafwabaka. Die Franziskanermissionarinnen eröffneten eine neue Station in der Mission von Basoko 1913. Die Gründung der Mission in Kamerun im Jahr 1912 blieb auch nicht ohne negativen Einfluß auf das Vikariat der Stanley-Fälle: Mgr Grison mußte sehr ungerne zwei seiner deutschen Missionare hergeben: Pater Lennartz, der zum Oberen der neuen Mission ernannt worden war, und P. Männersdörfer.

Das Kriegsgeschehen in Europa und in Afrika setzte die Missionstätigkeit notgedrungen auf Sparflamme. Der Nachschub aus Europa war unterbunden. Die französischen Missionare wurden zur französischen Armee eingezogen, und die deutschen in ihren Bewegungen eingeschränkt. Mit Mühe nur konnten die bereits bestehenden Stationen betreut werden, und ein Großteil der Zeit und Arbeit der Missionare mußte darauf verwendet werden, für den eigenen Unterhalt zu sorgen, denn aus Europa kam nichts mehr, weder Geld noch Proviant. Auch nach Kriegsende hielt die Personalknappheit noch lange an, denn die deutschen Patres mußten bis auf einige seltene Ausnahmen den Kongo verlassen, das Großteil der französischen Missionare aber wurde nach dem Kamerun geschickt, wo sie die vertriebenen deutschen Missionare ersetzen mußten. Und obschon in den zwanziger Jahren 37 neue Missionare nach dem Kongo zogen, bedeutete das trotzdem keine Erleichterung der Missionsarbeit und keinen nennenswerten Zuwachs der Zahl der Missionare, so daß Neugründungen hätten ins Auge gefaßt werden können. Denn in derselben Zeit starben 7 Missionare, 17 mußten krankheitshalber die Rückreise nach Europa antreten oder wurden nach anderen Missionsgebieten geschickt. Tatsächlich also erhöhte sich die Zahl der Missionare nur um 13 in zehn Jahren, kaum genug, um die Ausfälle, bedingt durch „normale“ Krankheitsfälle, die keine definitive Rückkehr nach Europa nötig machten, zu ersetzen. Und so nimmt es einen nicht wunder, daß von 1914 bis 1936 nur drei Missionsstationen gegründet wurden, und zwar Mokaria und Lubero 1925, und Panga 1926.

Ohne Zweifel litt Mgr Grison schwer darunter, zusehen zu müssen, wie die Missionsarbeit auf der Stelle trat. Aber trotz aller Schwierigkeiten und trotz des drängenden Personalmangels fand er doch noch den Mut, dem Aufruf von Pius XI. Folge zu leisten und ein Kleines Seminar zu gründen, um junge Leute heranzubilden und vorzubereiten auf den Priesterberuf. Im November 1920 begann P. Hau-

rand mit den Vorbereitungsarbeiten in Bafwabaka. Der 1. September 1921 gilt als der offizielle Gründungstag. Unter den ersten Schülern war Jean Agwala, der 1938 von Mgr Grison zum ersten Priester des Vikariates geweiht wurde. 1933 zog das Kleine Seminar von Bafwabaka nach Mandombe bei Kisangani um.

Weil es ihm nicht möglich war, genügend Arbeitskräfte heranzuziehen für die Mission der Stanleyfälle, willigte Mgr Grison schweren Herzens ein in die Teilung des Vikariates. Am 14. Oktober des Jahres 1929 übergab er den Patres Assumptionisten den schönsten Teil des Vikariates, die Missionen von Beni und Lubero, die 1934 vom Heiligen Stuhl zur selbständigen Mission erhoben wurden. Es ist das heutige Bistum Butembo-Beni.

In den letzten Jahren seines Wirkens, seit 1931, war er auch bemüht, eine einheimische Schwesternkongregation ins Leben zu rufen. Er hat es noch erlebt, wenn auch im Ruhestand, daß dieser sein Wunsch Wirklichkeit wurde. Die erste Gelübdeablegung erfolgte im Jahre 1937, und in demselben Jahr wurde die Kongregation von seinem Nachfolger, Mgr Camille Verfaillie, offiziell gegründet.

Bischof Grison war 72 Jahre alt, als er am 28. März 1933 seine Demission einreichte. Sein Nachfolger, Mgr Verfaillie, wurde am 1. Februar 1934 ernannt und am 27. Mai desselben Jahres zum Bischof geweiht. Bischof Grison wohnte fortan in einem Flügel des Hauses, das im Jahr 1900 für die Schwestern in Saint Gabriel gebaut worden war, und das diese im Jahre 1928 verlassen hatten, um das neue Kloster neben dem großen Spital von Kisangani in Besitz zu nehmen. Er verbrachte seine Zeit mit dem Niederschreiben seiner Erinnerungen, mit dem Ordnen seiner Gesteinssammlung, und war auch stets bereit, Vorträge und Exerzitien zu geben. Ein Trost wird es für ihn gewesen sein, Zeuge zu sein des großen Aufschwunges, den das Missionswerk von 1936 an nahm. Der allgemeine Gesundheitszustand der Missionare hatte sich gebessert; 42 Neuankömmlinge hatten in sieben Jahren die Reihen der Missionare aufgefüllt, und so konnte Bischof Verfaillie allein in den Jahren 1936 und 1937 acht neue Missionsstationen öffnen. Der zweite Weltkrieg aber, wie der erste, bremste alle weitere Entwicklung wieder einmal.

Bischof Grison litt schwer unter den Ereignissen des zweiten Weltkrieges. Das mag auch beigetragen haben zur Verschlechterung seines Gesundheitszustandes. Trotzdem kam sein Tod ziemlich unerwartet. Am 12. Februar des Jahres 1942

hatte er den Morgen wie gewöhnlich an seinem Schreibtisch verbracht. Dann hatte er seinen gewohnten Spaziergang am Flußufer entlang gemacht und dabei den Rosenkranz gebetet. Zum Mittagsgebet erschien er auch in der Kapelle. Aber während des Mittagessens fühlte er sich auf einmal unwohl und zog sich zurück. Das war nichts ungewöhnliches, denn wie schon gesagt, litt er an chronischem Magenleiden. Aber gegen zwei Uhr ließ er P. Kinsch rufen, denn er hatte schwere Magenkrämpfe. Man brachte ihn sogleich zum Spital, wo die Ärzte seinen Zustand

Bischof Grison am 15. Februar übers Radio.

Am 6. Mai 1942 wurden die sterblichen Überreste von Bischof Grison im Beisein von Mgr Verfaillie, der Patres Telgman, Goddeeris, der Patres von Saint Gabriel und einiger Schwestern aus dem provisorischen Grab in die inzwischen fertiggestellte Gruft überführt. Diese befindet sich zu Füßen der Muttergottes vor der Lourdesgrotte, an jener Stelle, wo der Altar gestanden hatte, auf dem P. Grison in der Weihnachtsnacht von 1897 die erste heilige Messe in Saint-Gabriel gefeiert hatte



Die Grabstätte von Mgr Grison in St-Gabriel, Kisangani

als besorgniserregend ansahen. Sie versuchten einen chirurgischen Eingriff, sahen aber alsbald ein, daß sie nichts mehr ausrichten konnten. Bischof Grison überlebte noch bis zum andern Tag halb zehn Uhr abends. Er starb im Beisein von P. Kinsch, P. Telgman und einigen Schwestern.

Die Begräbnisfeier fand statt am 16. Februar unter Beteiligung der gesamten Bevölkerung von Stanleyville. Die sterblichen Reste von Bischof Grison wurden in einem provisorischen Grab auf dem Friedhof von Saint Gabriel beigesetzt. Bischof Verfaillie war nicht in Kisangani in jenen Tagen. Am 25. Januar hatte er von Bischof Grison Abschied genommen, um eine große Missionsreise durch die Missionen von Ponthierville, Lokandu und Lowa anzutreten. Er erfuhr den Tod von

in der ersten provisorischen Kapelle. Seit fünfzig Jahren nun ruht er dort, wacht über die Söhne und Töchter seiner Christen, über seine Nachfolger im Bischofs- und im Priesteramt, und segnet ihr rechtgeschaffenes Mühen um die Verwirklichung des Reiches Gottes auf jenem Erdenfleck. Und wie er sich zu seinen Lebzeiten bemüht hatte, eine Sprache – das Swahili – zu verbreiten unter den Hunderten von Stämmen seines Missionsprengels, damit sie miteinander reden könnten und sich verstünden, so wird er auch heute bei seinem und ihrem Schöpfergott für seine Kinder eintreten, daß sie einander begreifen, verstehen und ertragen lernen in Christus, dem Sohne Gottes, der die letzte und endgültige Offenbarung des ewigen Vaters ist.

P. Jacques Steffen SCJ

Zaire:

Ein Brief aus Kisangani

Ce dimanche 23 février, une messe pour la conversion des coeurs et pour les victimes de Kinshasa de dimanche dernier est célébrée à 9.00 h à la Cathédrale. Beaucoup de monde était là, mais pas la grande foule qu'on espérait. Les gens ont peur, beaucoup se souviennent encore des massacres de 1964, des arrestations arbitraires et des violences régulièrement infligées pour rien.

En ce 23 février, les enseignants ne sont pas encore payés pour janvier, alors c'est certain que la grève continuera. Hier à la poste, un employé nous avouait n'avoir encore rien touché depuis 4 mois; pourtant il nous a affirmé que beaucoup de courrier venait d'arriver. La belle ville de Kisangani, pillée et saccagée le 23 septembre dernier, se dégrade doucement. Plus rien n'est entretenu.

En ce moment, c'est la peur qui habite beaucoup de gens, ils ont peur de la violence des militaires, ils savent que le pouvoir ne peut se maintenir qu'avec la violence.

Vendredi 7 février au soir: les Agents pastoraux se partagent en deux groupes. Le premier est resté fidèle à la prière traditionnelle du premier vendredi du mois: l'Adoration, animée à tour de rôle par les Agents pastoraux (Pères et Soeurs). Cette fois, c'est un prêtre du Sacré-Coeur qui nous a aidés à prier sur la *non-violence évangélique*: partage et solidarité avec les pauvres, et amour des ennemis, face à la souffrance du peuple, à l'oppression des pauvres et à la violence du pouvoir.

Le deuxième groupe, pendant ce temps, réfléchit sur la situation politique, le blocage de la Conférence nationale, avec beaucoup de conséquences:

- la grève de toutes les fonctions publiques
- la grève de toutes les écoles (même officielles)
- les attaques contre l'Eglise
- aussi la grève de la faim du confrère jésuite qui totalise ce 7 février 17 jours de jeûne consécutifs. Pour ce dernier point, les Agents pastoraux présents décident de se substituer à cette grève de la faim en organisant une chaîne de jeûne et de prière pour le mois de février. La plupart des Agents pastoraux s'inscrivent pour 2, 3 ou 4 jours de jeûne consécutifs pour la ré-ouverture de la Conférence nationale et pour la paix. Cela fait que chaque jour de ce mois de février, 4 à 5 Agents pastoraux sont dans la prière et le jeûne. Pour le mois de mars, rien n'est annoncé, mais probablement certains continueront (...).

Mozambik: FRIEDENSVERHANDLUNGEN

Am 21. Januar dieses Jahres wurden die Friedensverhandlungen wieder aufgenommen zwischen den Abordnungen der Regierung von Mozambik und der Rebellenbewegung RENAMO. Sie finden statt in Rom, am Sitz der „Comunità di Sant'Egidio“. Vermittler zwischen beiden Gruppen ist der Erzbischof von Beira, Mgr Jaime Pedro Gonçalves. Auch Abgesandte der italienischen Regierung nehmen daran teil.

Die Kirche spielt eine große Rolle in diesen Verhandlungen, da sie für die Rechte aller Bevölkerungsschichten bei diesen Verhandlungen eintritt und das Vertrauen des Volkes genießt.

FIDES, 28. Januar 1992.

Senegal: DIE KIRCHE VON SENEGAL SENDET MISSIONARE AUS

Als im Jahre 1967 alle ausländischen Missionare – Männer und Frauen – vom Präsidenten Sekou Touré von Guinea des Landes verwiesen wurden, hat die Kirche von Senegal eine Anzahl einheimischer Priester und Schwestern nach Guinea gesandt, um die vertriebenen Missionare zu ersetzen. Zu Beginn des Jahres 1989 nun wurden zwei einheimische Schwestern nach Benin gesandt, um sich in den Dienst der dortigen Kirche zu stellen.

FIDES, 29. Januar 1992.

China: KATHOLISCHER BISCHOF VOM KRANKENBETT WEG VERHAFTET

Bischof Paul Li Zhenrong, katholischer Bischof von Caozhou in der Provinz Hebei, wurde am 11. Dezember 1991 im Spital von Tianjin verhaftet. Er hielt sich dort auf, um sich von einer schweren Operation (Krebs) zu erholen. Mit dem Bischof sollen auch andere Personen verhaftet worden sein, unter ihnen der Chirurg und seine Frau, ein junger Seminarist und ein Ehepaar, das den Bischof in seinem Haus beherbergt hatte, ehe er ins Spital aufgenommen wurde. Die Nachricht wurde von der Zeitschrift „Eglises d'Asie“ verbreitet.

FIDES, 1. Februar 1992.

Columbia: MISSIONAR ERMORDET

Ein kolumbianischer Priester, José Antonio Betran Monsalve wurde am 2. Oktober 1991 ermordet. Er war 72 Jahre alt und arbeitete unter der armen Bauernbevölke-

rung der Pfarrei San Ignazio de Opon in der Diözese Socorro y San Gil in Kolumbien. Die Bauern, unter denen er arbeitete, fanden sein Pferd herrenlos umherirren und machten sich auf die Suche nach dem Priester. Sie fanden seinen Leichnam am 3. Oktober. Don José war durch mehrere Genickschüsse getötet worden. An der Beerdigung nahm der Bischof, über fünfzig Priester, zahlreiche Schwestern und Hunderte von Bauern teil.

FIDES, 1. Februar 1992.

Kolumbien: EIN SEMINARIST GETÖTET UND ELF ANDERE VERWUNDET

Bewaffnete Terroristen griffen letztthin die Polizeistation der Gemeinde Tamara an. Das Kleine Seminar, das sich neben der Polizeistation befindet, wurde von mehreren Granateinschlägen getroffen. Ein Seminarist, Gerardo Moreno Neira, wurde getötet, und elf andere wurden verletzt.

FIDES, 1. Februar 1992.

Uganda: MISSIONAR GETÖTET

P. Alexandre You, von der Kongregation der Weißen Väter, in Frankreich geboren, wurde am 15. April 1991 in seiner Mission Ibanda in Uganda ermordet.

Seit der Gründung der Kongregation der Weißen Väter im Jahre 1876 wurden 39 Weiße Väter ermordet.

FIDES, 1. Februar 1992.

Peru: MISSIONARE MÜSSEN DAS LAND VERLASSEN

Acht irländische Missionare, die in Peru unter der armen Bevölkerung nördlich der Stadt Trujillo arbeiten, haben in der Weihnachtsmesse des letzten Jahres von ihren Christen Abschied genommen. Ihre Namen stehen auf der schwarzen Liste der Rebellenbewegung Sendero Luminoso, sie sollten also demnächst abgeschossen werden. Vier von ihnen sind nach Irland zurückgekehrt. Die vier anderen gingen nach Chile.

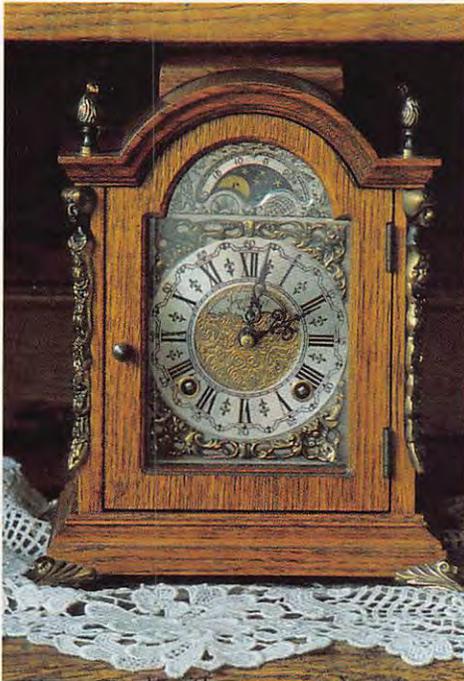
FIDES, 1. Februar 1992.

Die Farb- und SW-Aufnahmen der folgenden Seiten über die Ortschaft Schengen sind von Prof. Norbert Thill.

Rund um die Schengener Tiefburg

Es ist nicht bekannt, wann das Schloß von Schengen, das eine Wasserburg war, erbaut wurde. Es dürfte im 12. oder 13. Jahrhundert entstanden sein, vermutlich zum Schutz der Fähre, die Schengen mit dem jenseitigen Moselufer verband.

Urkundlich erwähnt wird das Schloß am 5. November 1390. Zu diesem Zeitpunkt erklärte Ritter Heinrich I. von der Veltz (Fels), Herr zu Schengen, seinen Neffen

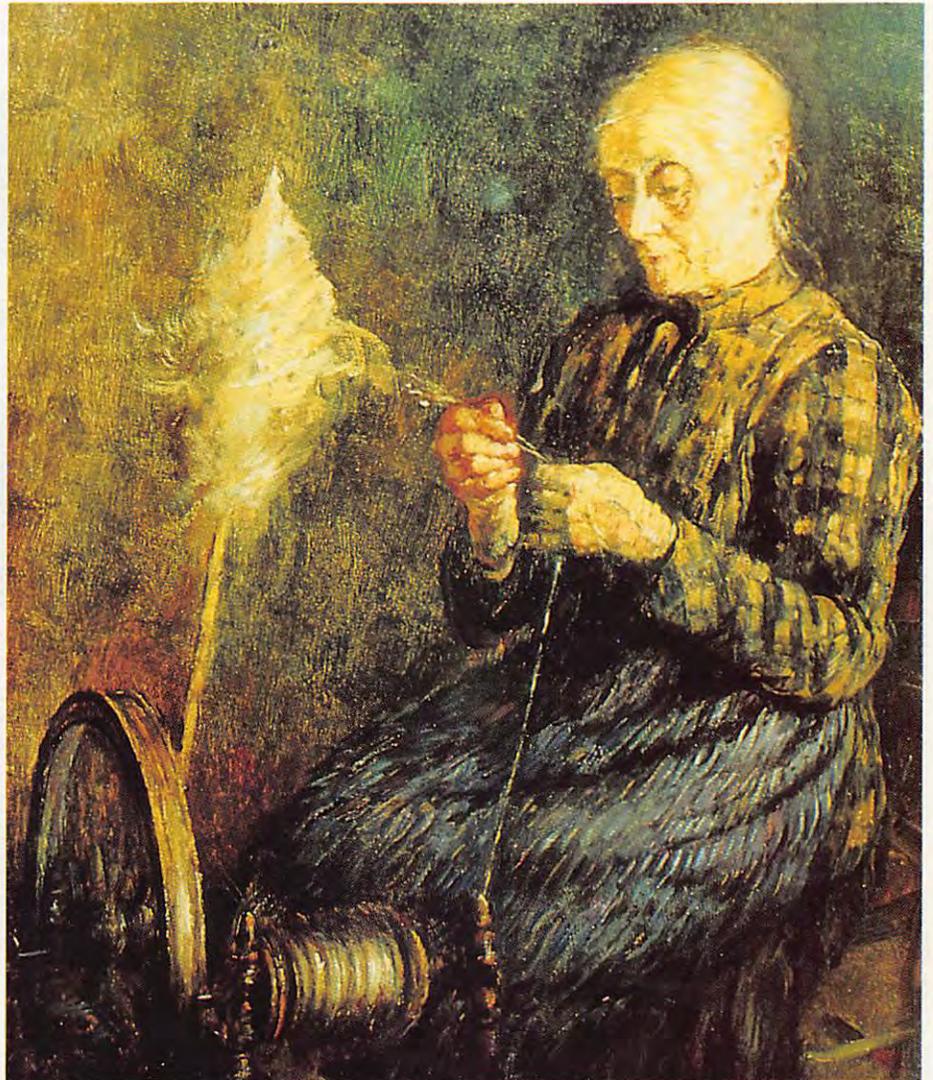


Johann und Peter von der Veltz alle seine Rechte auf das Schloß von Schengen und die Dörfer Burren (Beyren-lès-Sierck) und Besch (am jenseitigen Moselufer gegenüber Wintringen) mit Dependenzien verkaufen zu wollen.

Am 6. Oktober 1413 kam es zu einer Teilung des Schlosses und der Rechte von Schengen: Johann Graf von Hoynburg und Herr zu Veltz erhielt die Hälfte des Schlosses, die andere Hälfte wurde unter Johann, Herr zu Veltz und Henne Hoysse geteilt.

Durch die Heirat von Jutta von der Veltz, mit Thomas von Ottingen (urkundlich Uttingen genannt, heute Ottange) kam ein Teil der Herrschaft Schengen an die Grafenschaft Ottingen.

Im Jahre 1501 gehörte die Herrschaft Schengen Johann, Herr zu Ottingen, und Johann, Herr zu Veltz. Beide hatten sich am 14. Oktober jenes Jahres in einer Selbstmörderaffäre vor dem Hofgericht in Luxemburg zu verantworten.



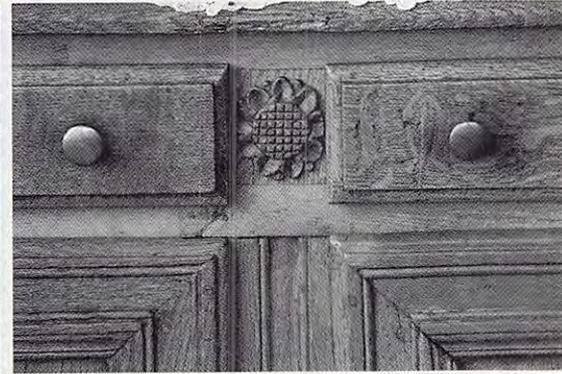
Die Spinnerin, eines der schönsten und ausdrucksstärksten Gemälde des an der Mosel, in Mertert, geborenen Malers Jean-Pierre Beckius, blieb der Mosel erhalten: es hat seinen Ehrenplatz in einer Schengener Wohnung, wo sich das obstinate Ticken einer Uhr in das zeitlose Summen von Spinnrad und Spindel hineindrängen möchte.

Urkundlich führte Philipp von Sierck, der in zweiter Ehe Elisabeth von der Veltz geheiratet hatte, ab 1539 den Titel „Herr zu Schengen“. Nach dessen Tode fiel Schengen an Frau von Wallbrunn, geborene Angelika von Sierck. Ihr Sohn Johann von Wallbrunn und dessen Gattin Barbara von der Lippe, genannt Hoen, verkauften 1581 ihre sämtlichen luxemburgischen Besitztümer, namentlich die

Herrschaft Schengen, für die Summe von 2000 Pistolen an den spanischen Edelmann Francisco von Verdugo (1531-1595), der ein Schwiegersohn unseres Landesgouverneurs, des Grafen Peter Ernst von Mansfeld war. Es heißt, dieser habe das Schloß umbauen lassen. Er selbst hat nie in Schengen gewohnt, „sondern in Kriegshandel verhindert und aufgehalten worden“. Von der zahlreichen Nachkommenschaft Verdugos ist Margareta-Anna, welche mit Don Antonio de Menesses y Padilla verheiratet war, um 1600 als Mitbesitzerin des Schengener Schlosses erwähnt.

Die Zweiteilung des Schlosses bestand noch im 17. Jahrhundert, denn 1624 werden Jean-Mathias d'Arnoult, Ratsherr zu Luxemburg, und die Abtei Echternach unter Abt Peter von Richardot als Besitzer genannt.

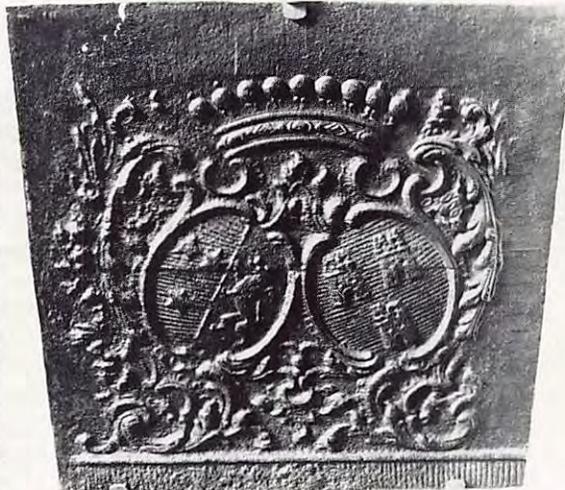
Gelegentlich der Aufstellung des sog. Theresianischen Katasters (1766) war Schloß Schengen dem Verfall preisgege-



ben. In der Erklärung des damaligen Besitzers, des österreichischen Grafen von Kokorzowa, der wohl durch seine Heirat mit der Baronin Anne-Elisabeth d'Arnoult Eigentümer des Schlosses geworden war, heißt es wörtlich: „Un vieux château avec écurie et bâtiments tombés en ruine, entourés d'un fossé marécageux, deux granges et une écurie“.

Der letzte Herr von Schengen war der Graf von Trautmannsdorf. Dessen Witwe, geborene Gräfin von Kokorzowa, verkaufte im Jahre 1793 das Schloß an den Hüttenherrn Charles-Joseph Collart. Dessen Sohn, Jean-Nicolas Collart, ließ die alte Wasserburg bis auf den heute noch erhaltenen massiven Turm, der der Tradition nach als Gefängnis diente, abtragen und errichtete unter Verwendung des alten Baumaterials im Jahre 1812 das heu-

Tanzende Delphine an einem Stubenschrank bilden den Kontrast zu den statischen Darstellungen von Wappen, Kronen und mythischen Szenen der Taken.



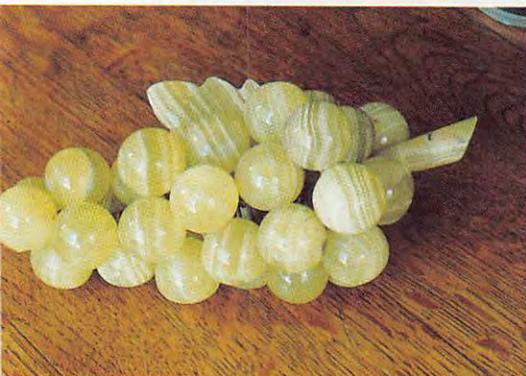


tige Schloß, in betont einfacher, klassischer Bauart.

Die Tiefburg besaß angeblich drei Türme und war von einer Mauer umgeben, die zur Südseite so breit gewesen sein soll, daß ein Wagen drauf hätte fahren können. Um die Mauer lief zur Landseite ein tiefer Graben, den eine Zugbrücke überquerte. Der nördliche Wallgraben wurde erst im Jahre 1871 aufgefüllt.

1939 ging das Schloß in den Besitz der Elisabetherinnenkongregation über, die dort ein Erholungsheim einrichtete.

Beim Abbruch der früheren Wintringer Kirche wurde das farnefrohe Hubertusfenster, dank einer Privatinitiative, vor der Zerstörung gerettet und in einer Schengener Wohnung eingebaut; eine aus einem marmorartigen Gestein herausgeschliffene Traube erweckt den Eindruck einer in Urzeiten entstandenen Versteinering.



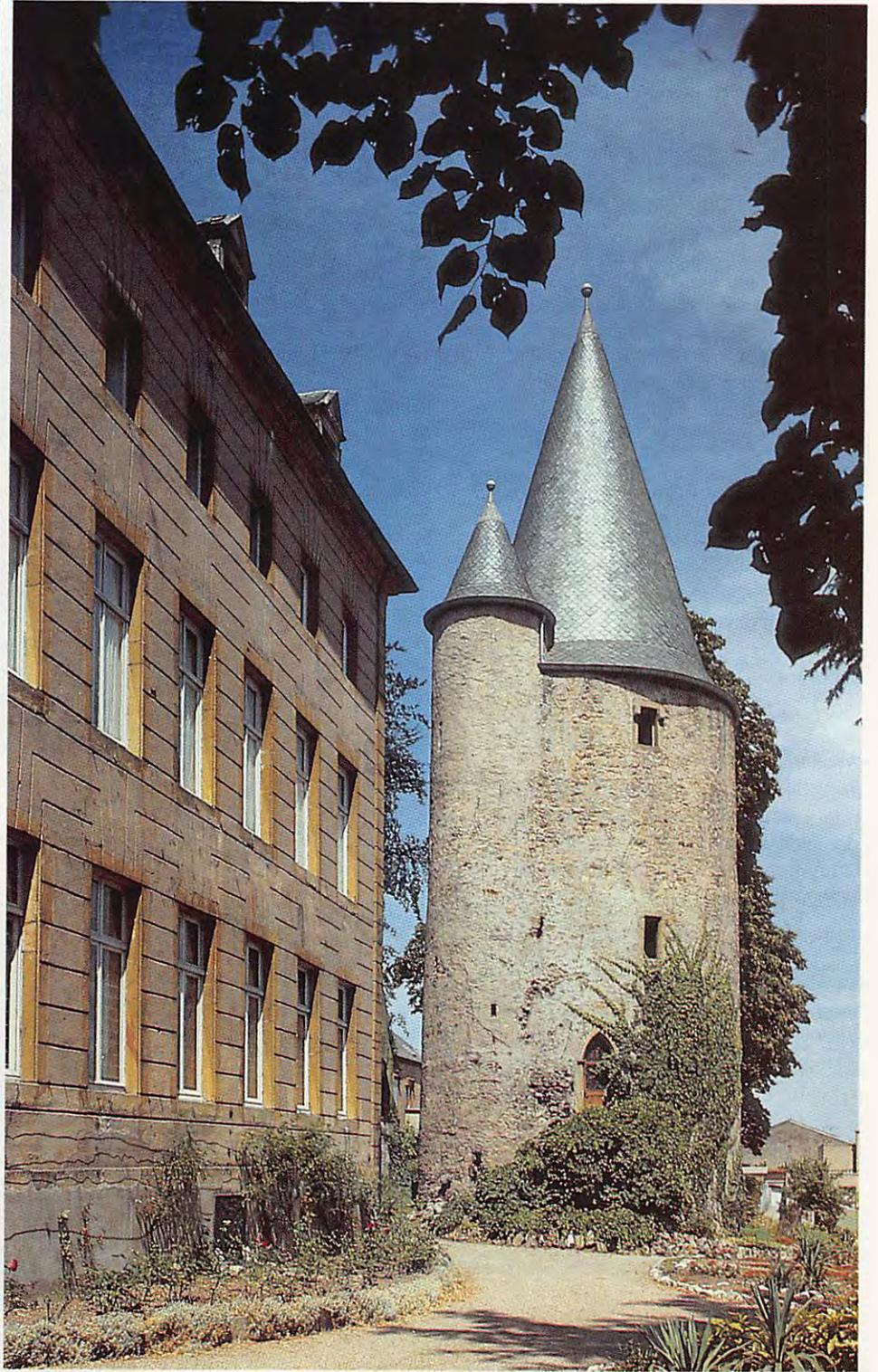


Besuch im Klosterschloß St.-Michael

Am Eingang zum Schloßbezirk stehen zwei schön skulptierte, mit Zinnen bekrönte Torpfosten des früheren Tores wie versteinerte Wachtposten. Über den neu hergerichteten Zufahrtsweg gelangt man am massiven Rundturm, Überrest der früheren, 1812 abgetragenen Schloßanlage, vorbei zur doppelrampigen Treppe, die zur zweiflügeligen Eingangstür hinauf führt. Drei symmetrisch angeordnete Fensterreihen von je 9 Fenstern, die obere Reihe als Mezzaninfenster ausgebildet, geben der Fassade eine geradezu feierliche, großherrschaftliche Atmosphäre. Der mit einem Dreiecksgiebel gekrönte und mit Uhr und Glockentürmchen versehene Mittelteil der Fassade scheint von der Architektursprache der Echternacher Abtei beeinflusst. Die Schengener Schloßfassade erinnert sehr stark an die Fassade des Herrenhauses in Koedingen (bei Fischbach), das von der in Fischbach residierenden Collart-Familie (wahr-



Während der Sommermonate verwandelt die Natur den Klostergarten in ein Paradies voll leuchtender Sonnenblumen, in dem man ungestört den Stimmen der Stille lauschen kann.



Die eleganten Formen des mittelalterlichen Schloßturms haben manche Künstler dazu bewogen, die geheimnisvolle Aussage dieses Bauwerks im Bilde festzuhalten, um so mehr, als sich auch eine uralte Zeder in die Bildszene hineindrängt.

scheinlich vom gleichen Baumeister) errichtet wurde. An der Fassade in Schengen erinnern die Initialen JNC und die Jahreszahl 1812 an den Erbauer Jean-Nicolas Collart.

1938 ging das Collart-Schloß in den Besitz der Kongregation der Schwestern der hl. Elisabeth über. Wegen seiner einmaligen, ruhig-schönen Lage inmitten großer Gärten, umgeben von mehreren Dependenzien, ist die Anlage wie geschaffen für genesende, alte und ruhebedürftige Menschen: Schloß Collart wurde zum idealen Erholungs- und Altersheim für Kongregationsschwestern um- und ausgebaut; seit 1953 dient es auch als Reträten- und Ferienheim für Schwestern.

Obschon das Schloß während des Krieges mehrmals von der deutschen Besatzungsmacht beschlagnahmt werden sollte, blieb dieses harte Schicksal den Schwestern erspart. Bedingt durch die Kriegereignisse fand 1944 lediglich eine kurze Evakuierung statt.

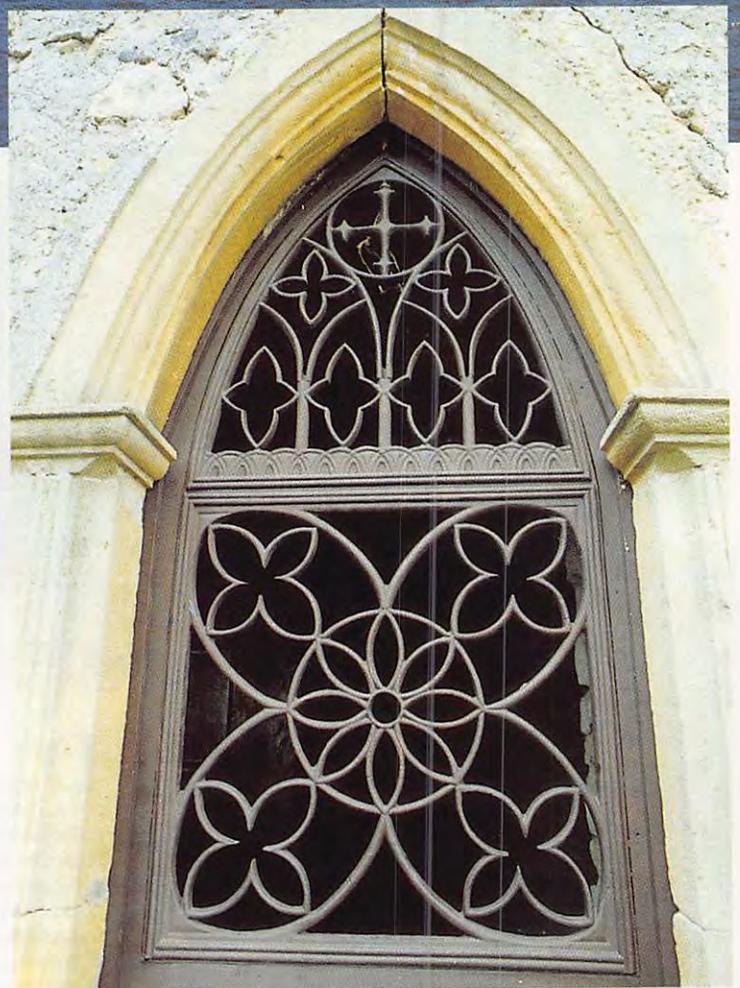
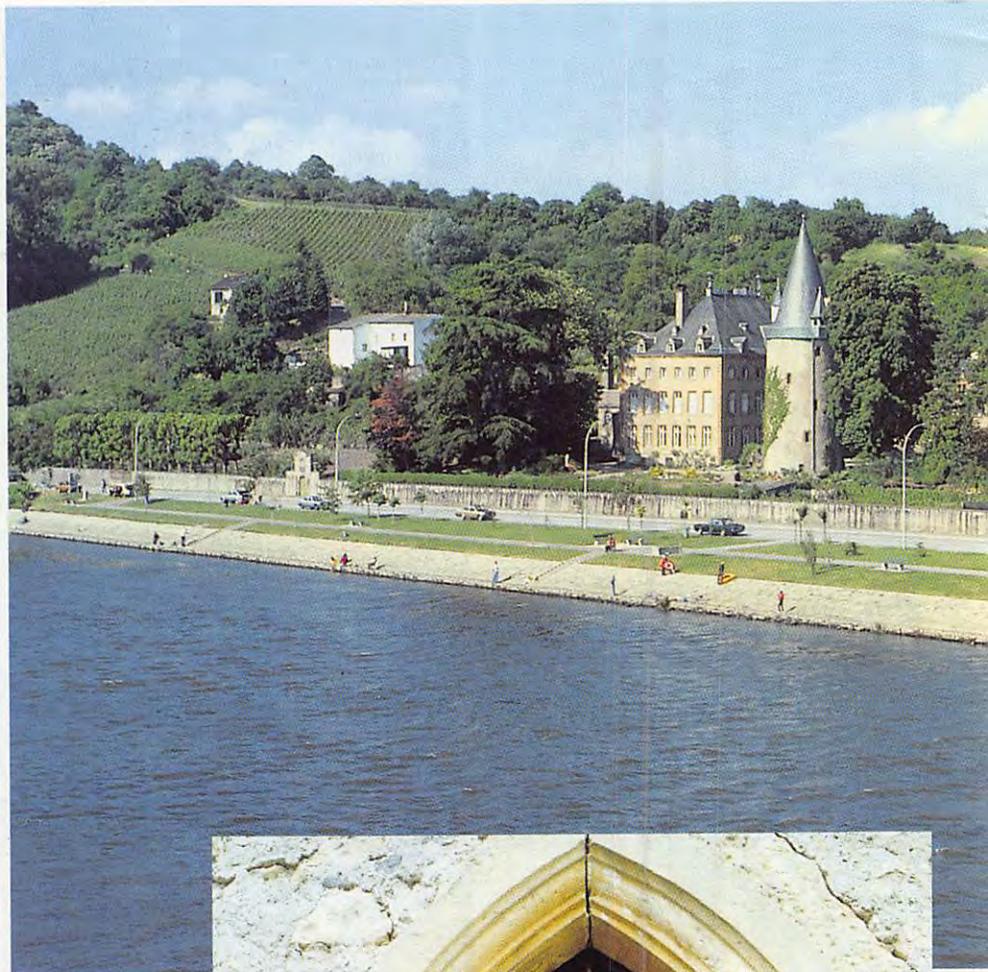
Von den 26 Schwestern, die das Haus während des Krieges bewohnten, gehörten 7 zu der österreichischen Kongregation, die aus ihrem Kloster in Graz ausgewiesen worden waren.

1963 wurde das frühere Wirtschaftsgebäude in ein Kinderheim umgewandelt, in dem während der Ferien Kinder aus dem Limpertsberger Kannerland aufgenom-



men werden. 1970 wurden die Inneneinrichtungen durch die Anlage eines Schwimmbeckens vervollständigt.

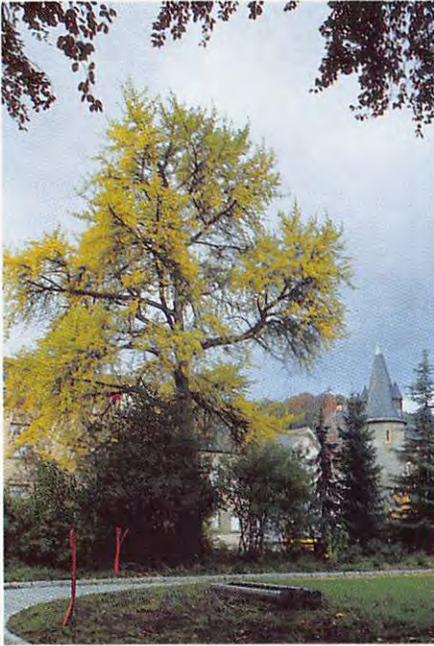
1979 wurde das Reträtenhaus, das nur eine beschränkte Zahl an Zimmern aufwies, neu geplant. 1980 erhielt es ein zweites Stockwerk. Unter der Leitung der Firma Castellani wurden die früheren Stallungen und Kellereien in verschiedene Begegnungs-, Gebets- und Meditationsräume umgestaltet, in denen regelmäßige Treffen der Ordensjugend der verschie-



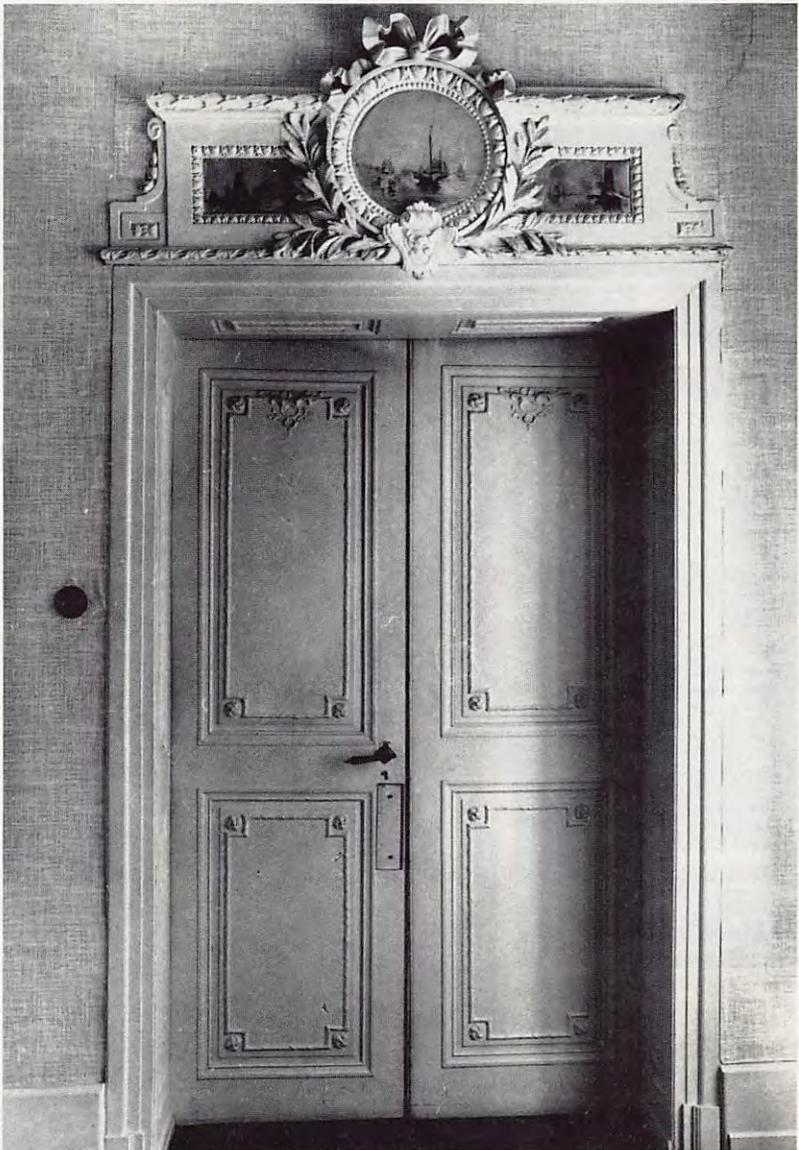


Durch das mit arabeskenhaften Formen verzierte, spitzbogige Turmtor gelangt man über eine enge Wendeltreppe zu den einzelnen Turmgemächern, in denen eine magische Welt von Licht und Schatten eingefangen ist. Hier finden wir für einmal eine Tak, die tatsächlich in derart hartem Einsatz war, daß die dargestellte Salomonszene infolge der Gluthitze kaum noch erkennbar ist und zusätzlich durch einen Riß geteilt wird.



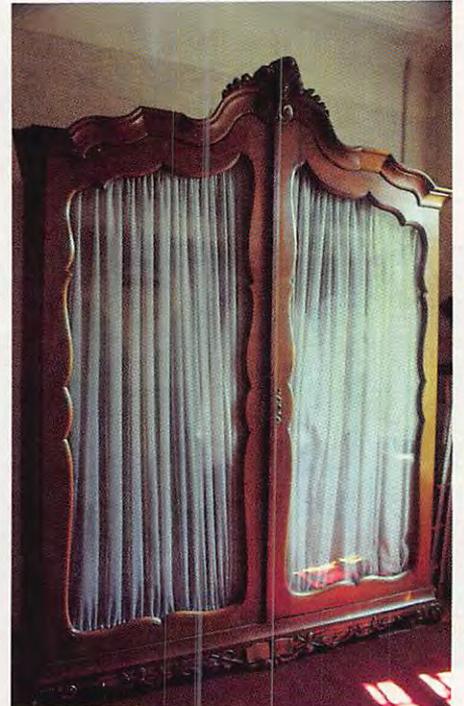


Während ein Gitter mit der Jahreszahl 1826 an das gesellschaftliche, mondäne Leben der früheren Schloßbesitzer Nicolas Collart und Marianne Laval erinnert, herrscht im neugeschaffenen Klosterhof absolute Stille, die uns in eine Welt der Meditation und der Besinnung führt.



densten Kongregationen stattfinden. Das Exerzitenhaus begreift 35 Einzelzimmer sowie die dazu notwendigen Räume wie Konferenzsaal, Lese- und Sprechzimmer, Küche und Refektorium sowie die geräumige, auf dem Platz der früheren Stallungen errichtete Kapelle, die am 4. August 1991 eingeweiht wurde. Von Ostern bis zum Herbst findet in diesem stimmungsvollen Rahmen an den Samstagen eine Abendmesse statt. Erwähnen wir in der neuen Kapelle die eindrucksvollen Farbfenster, das Tabernakel und besonders das kunstvolle Tabernakelkreuz, mit den farbenfrohen Email-Miniaturen. An der Chorwand der aus dem früheren Weinkeller geschaffenen Nebenkapelle glitzern die Mosaiksteinchen eines Franziskus-Portraits.

Aber auch im „alten“ Schloß gibt es manche Sehenswürdigkeiten wie z. B. die große, als Treppenhaus angelegte Eingangshalle mit Kamin, Tak und feierlich angelegter Treppe, in der Anlage den Treppen in den Echternacher Schloßbauten nicht

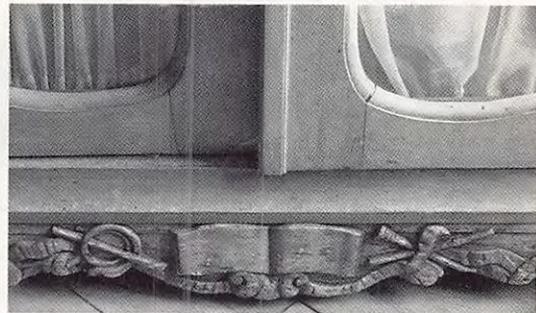


kerin von Paula Collart) sie den „Amis de la Maison de Victor Hugo à Vianden“ geschenkt. Heute befindet sich die Zeichnung im Staatsmuseum.

Durch die riesigen Gartenanlagen, die nachts beleuchtet werden können, führt ein mit farbigen Kreuzwegstationen geschmückter Weg zu einer renovierten Kapelle am Schluß der Anlagen; in dieser schmucken Kapelle steht eine aus Rom stammende und von der Firma Castellani geschenkte Fatima-Statue.

Für die Unterzeichnung des Zusatzprotokolls zum Schengener Abkommen am 19. Juli 1991 war ursprünglich die Klosterkapelle ausgewählt worden. Schon hatten die Schwestern die Kapelle ausgeräumt, um einen für diesen historischen Akt würdigen Rahmen zu schaffen. Doch dann wurde, im letzten Augenblick, das Moselschiff Marie-Astrid für diese Amtshandlung bestimmt. Ein Gedenkstein mit Inschrift, aufgestellt am Moselufer, erinnert an diese Begebenheit. Wäre eine Gedenkplatte im Schloß, eventuell am mittelalterlichen Rundturm, nicht von größerer historischer Bedeutung gewesen?

Am Moselufer entlang, in Richtung Kontz, finden wir, als historische Sehenswürdigkeit, die St.-Nikolauspforte mit der Statue des Kinderheiligen und den Schloßwappen. Diese Ausgangspforte zur Mosel wird bereits 1451 erwähnt. Leider wurde bei der kürzlich erfolgten Renovierung die Inschrift „FRÄIT LETZEBUERG 1839-

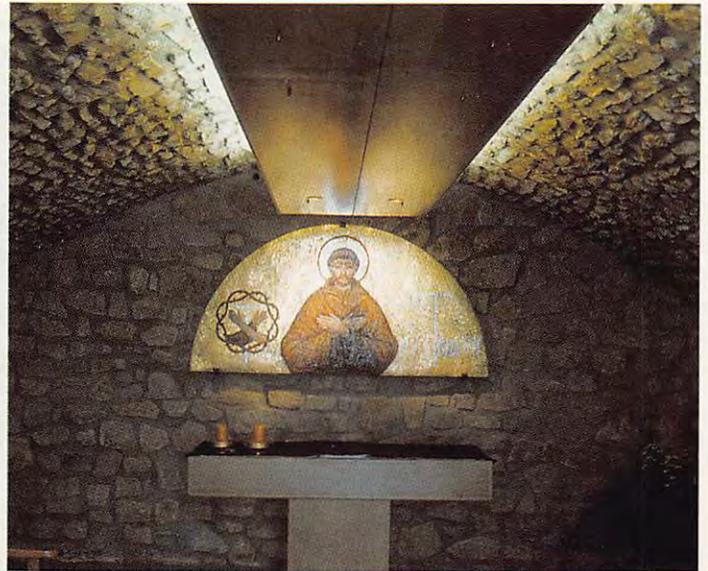


1989“ hinzugefügt, die wohl als Ausdruck überschäumender patriotischer Gefühle gedacht, an dieser historischen Pforte aber komplett fehlt am Platze ist.

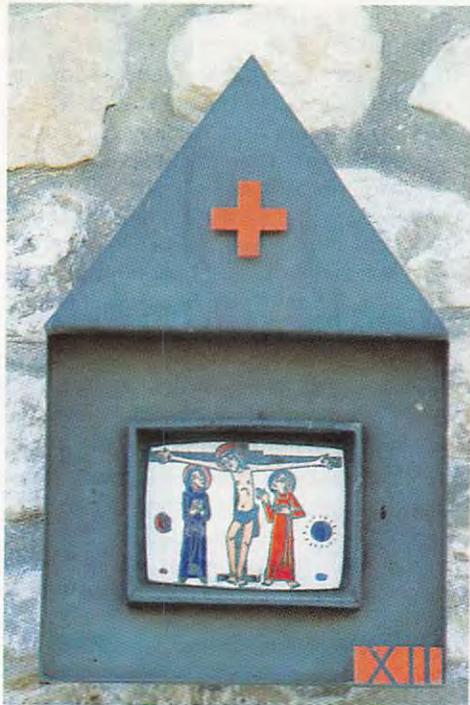
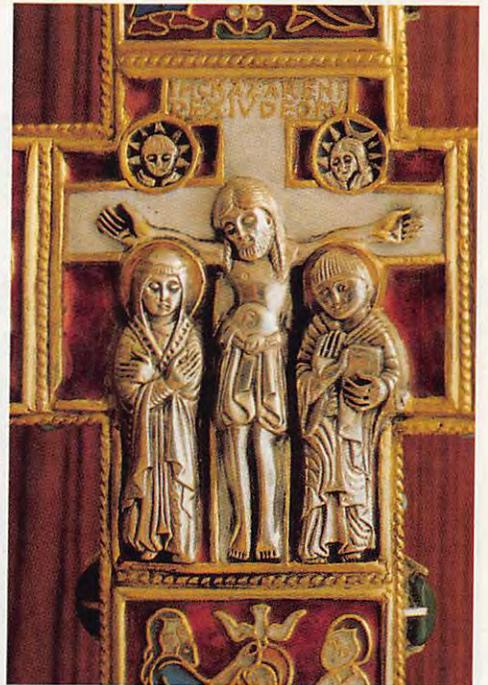
Mein Dank geht an Herrn Norbert Etringer, an die Schwestern des Schlosses und vor allem an ihre Generaloberin Sr Consolatrix für ihre vielen Hinweise, die sie uns bereitwillig zur Verfügung stellten.

Norbert Thill

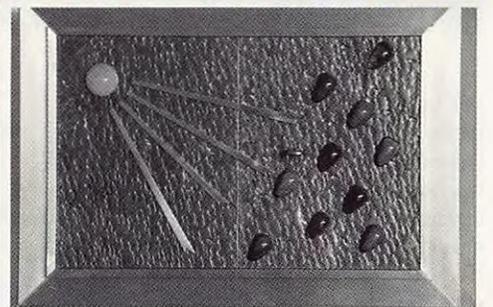
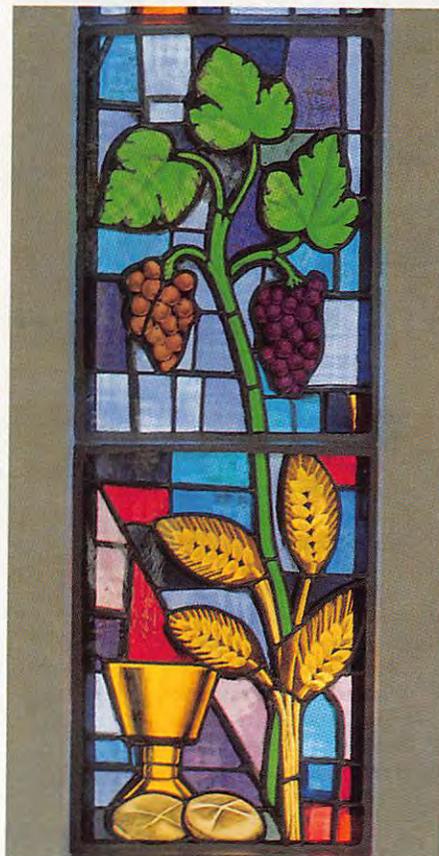
Neben einem Takeschaf (mit Böffchen), mit schön gestalteten Paneelen beachte man die Verzierungen am großen Vitrienschrank, vor allem die untere Borte mit den gekreuzten Musikinstrumenten und dem aufgeschlagenen Notenbuch: das Konzert kann beginnen.



Eine adäquate Beleuchtung verleiht dem früheren Weinkeller die geheimnisvolle Atmosphäre der frühchristlichen Katakomben.



Die Passionsszene aus dem im Garten aufgestellten Kreuzweg.



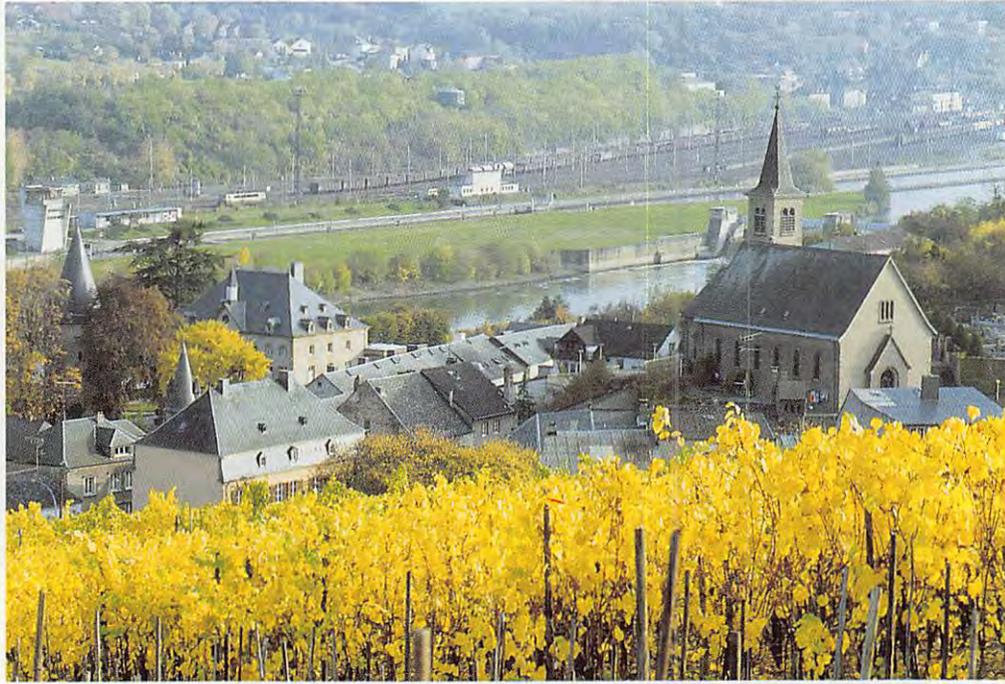
In der neugestalteten Kapelle mit dem prachtvollen, nach romanischen Ausdrucksformen gestalteten Tabernakelkreuz, weisen die aus einem farbenfrohen Fenster aufleuchtenden Symbole von Traube und Ähre, Wein und Brot auf die Eucharistie hin.

Schengen macht EG-Geschichte

DAS SCHENGENER ABKOMMEN ALS VORREITER FÜR DEN ABBAU DER BINNENGRENZEN IN DER ZWÖLFERGEMEINSCHAFT

Internationale Berühmtheit erlangte die ohnehin wegen ihrer geographischen Lage an der Dreiländerecke mit Symbolkraft behaftete Winzerortschaft Schengen zum ersten Mal 1985 und dann 1990 durch ein Abkommen, das bereits fester Bestandteil in der Geschichte der Europäischen Gemeinschaft geworden ist. Auf EG-Ebene ist Schengen ein Begriff in aller Munde, auch wenn die Interessenten je nach Herkunftsland schon ihre Schwierigkeiten mit der richtigen Aussprache des Ortsnamens haben.

Auf dem Passagierschiff „Marie-Astrid“, das in Schengen vor Anker lag, unter-



zeichneten die Regierungsvertreter Belgiens, der Niederlande, Luxemburgs, der Bundesrepublik Deutschland und Frankreichs am 14. Juni 1985 ein 33 Artikel umfassendes Abkommen über den schrittweisen Abbau der Kontrollen an den gemeinsamen Grenzen. Gemäß diesem Vertrag, der erklärtermaßen bei den Bürgern der Europäischen Gemeinschaft das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Solidarität stärken soll, wurde ein vereinfachtes Kontrollsystem im Personen- und Güterverkehr auf der Straße eingeführt. Zwecks Erleichterung der Sichtkontrollen sollten u. a. die Angehörigen der Signatärstaaten beim Überque-

Für Luxemburg unterzeichnete Staatssekretär Robert Goebbels das Abkommen. Auf dem Photo erkennt man, von links nach rechts, des weiteren die Staatssekretäre Wim F. van Eekelen (Niederlande), Catherine Lalumière (Frankreich), Waldemar Schreckensberger (Beauftragter des deutschen Bundeskanzlers) und Paul de Keersmaecker (Belgien). (Photo: Jean Weyrich)

ren einer gemeinsamen Grenze an der Windschutzscheibe ihres Fahrzeuges eine Scheibe mit einem grünen Punkt anbringen.

Erklärtes Ziel der zwischenstaatlichen Vereinbarung war indes der völlige Abbau der Grenzkontrollen. Anlässlich einer Jubiläumskonferenz am 14. Juni 1988 zum dritten Jahrestag der Unterzeichnung beschlossen die Vertragspartner denn auch in Schengen, die festgelegten Zielsetzungen in pragmatischer und ausgewogener Art weiter zu verfolgen. Die damalige französische Europaministerin und heutige Premierministerin Edith Cresson bezeichnete bei dieser Gelegenheit das Abkommen von Schengen als Laboratorium, in dem für die EG experimentiert werde.

Und eben wie die EG in ihrer Entwicklung Höhen und Tiefen, Fortschritte und Rückschläge kannte, verhielt es sich auch mit dem Schengener Abkommen. Am 15. Dezember 1989 sollte nämlich in der Kapelle des Schlosses von Schengen ein Zusatzprotokoll mit den praktischen Ausführungsbestimmungen unterzeichnet werden. Ursprünglich war das Inkrafttreten der Vereinbarung über die Aufhebung der Hindernisse für den freien Verkehr über die gemeinsamen Grenzen für den 1. Januar 1990 vorgesehen. Nachdem vor der Paraphierung der Nachfolgekonzvention Belgien und die Niederlande hauptsächlich in der Steuerfrage Bedenken angemeldet hatten, zog sich die Bundesrepublik Deutschland kurzfristig am

Vorabend zurück. Als Grund führte sie die Entwicklung in der DDR – einen Monat zuvor war die Berliner Mauer gefallen – an, dies mit dem Hinweis auf die Problematik mit den aus dem östlichen Teil Deutschlands Geflohenen und die Definition des Begriffes Binnengrenze unter der veränderten Grenzsituation im eigenen Land.

Nach dem Motto „Was lange währt, wird endlich gut“ signierten die Vertreter der fünf Regierungen am 19. Juni 1990, diesmal wieder an Bord der „MS Marie-Astrid“ dann doch das Zusatzprotokoll mit der Maßgabe, daß das Schengener Abkommen sich nach der in der Luft hängenden deutschen Vereinigung auch auf das Gebiet der ehemaligen DDR erstrecken sollte. Im Zuge der Abschaffung der Personenkontrollen an den gemeinsamen Binnengrenzen kamen die Vertragsparteien überein, die Überprüfungsaktion der Reisenden und der Güter an die sogenannte Außengrenzen zu verlegen, mit Ausnahme der Flughäfen und der Seehäfen, sofern die Ankömmlinge von außerhalb der fünf Unterzeichnerstaaten landen. Als Ausgleich für die künftig wegfallenden Personenkontrollen sieht das Abkommen, dem mittlerweile auch Italien beigetreten ist, eine intensivere Zusammenarbeit der für die innere Sicherheit zuständigen Behörden vor, zu deren Unterstützung ein gemeinsames, länderübergreifendes und datengeschütztes Informationssystem mit Sitz in Straßburg und mit Namen SIS (Schengener Informationssystem bzw. Système d'information de Schengen) geschaffen werden soll.

Zum 1. März 1993 soll das nationale Schengener Informationssystem, dessen Kostenpunkt mit 50 Mio. F veranschlagt ist, einsatzbereit sein. Es hat einen Direktanschluß an den Zentralcomputer in Straßburg, der rundum die Uhr abrufbereit ist.

Am 19. November 1991 deponierte die Regierung in der Abgeordnetenkammer das Gesetzesprojekt zur Ratifizierung des Protokolls und der Anwendungsbestimmungen des Schengener Abkommens. Auch wenn diese Ratifizierungsprozedur durch die nationalen Parlamente aller Unterzeichnerstaaten noch etliche Zeit beanspruchen dürfte und daher möglicherweise einzelne Bestimmungen durch die eigentlich für den 1. Januar 1993 vorgesehene Verwirklichung des EG-Binnenmarktes überholt sein dürften, ist der Name der Moselortschaft Schengen schon jetzt auf positiv-konstruktive Art in die Geschichte der Europäischen Gemeinschaft eingegangen.

Joseph Lorent





Von der Last und vom Segen der schweren Warum-Fragen bei den Kindern

Ohne schwarz zu malen sehen wir, daß die Nachrichten in Zeitung, Rundfunk und Fernsehen selten gute Nachrichten sind. Täglich erreichen solche Schreckensmeldungen nicht nur Erwachsene, sondern auch Jugendliche und Kinder. Dazu gehört ebenfalls, was Kinder jeden Tag an Unerfreulichem erleben. Wenn Kinder Aggressionen und Arroganz erfahren, wenn Kriege, Ausländerfeindlichkeit, wenn Tschernobyl und Rüstungswettlauf ständig als dunkle Wolken am Horizont stehen, wenn Kinder verunglücken, mißhandelt oder vermißt werden, wenn der Wald stirbt, dann sollten wir nicht einfach so tun, als würden wir in einer heilen Welt leben. Erwachsene machen immer wieder die Erfahrung, wieviel schon Kinder von der Not unserer Erde wissen. Aber was tun, wenn uns die Worte fehlen?

„Warum? Warum?“, stellen Kinder sich die Frage und fordern oft zornig heraus: „Gott soll doch zeigen, wer er ist, was er kann! Gibt es ihn vielleicht nicht? Hat er uns verlassen?“ Diese Frage beschäftigt sowohl Erwachsene wie Kinder. Unser Gottesbild kann dadurch komplett erschüttert werden.

Es ist nicht schwer, für uns selber nicht weniger als für die Kinder, dem scheinbar abwesenden, ohnmächtigen, leidenden Gott zu begegnen. Trotzdem brauchen wir uns wegen dieser Warum-Fragen nicht zu schämen. Eine zwölfjährige Schülerin aus der sechsten Schulklasse formulierte folgendes Gebet: „Warum läßt Du Leute verhungern? Warum tust Du denn nichts dagegen? Warum zeigst Du nicht Leuten, die nicht an Dich glauben, daß es Dich wirklich gibt? Warum sterben so viele Menschen im Krieg? Kannst Du ihnen nicht helfen? Vielleicht müssen wir die Not auf Erden beenden. Vielleicht steht es nicht in Deiner Macht, die Bosheit der Menschen zu stoppen?“ Auch die Bibel stellt solche Warum-Fragen. Klingt nicht der Psalm 44 ganz ähnlich wie das Gebet der Sechstklässlerin: „Erwecke Dich Herr! Warum schläfst Du? Warum verbirgst Du Dein Antlitz, vergissegst unseres Elends und unserer Drangsal?“

Zur kindlichen „Erforschung“ und „Eroberung“ gehört einfach das vitale, bohrende Fragen nach der Ursache von allem Geschehen. Bereits kleine Kinder können uns mit ihrem unersättlichem Warum? –

Warum? fast zur Verzweiflung bringen. Immer sind es Fragen nach dem Sinn und den Zusammenhängen.

Hinter der Tür, an welcher die „Warum“-Fragen der Kinder rütteln, liegt doch das Leben. Das Rütteln und Klopfen ist ihr Hunger danach, ihre Sehnsucht nach Frieden, ihr Wunsch, daß das Böse überwunden wurde, daß die Welt heil sei.

Auf Kinderfragen Antwort geben, heißt letzte und tief religiöse Fragen beantworten. Eltern und Erzieher, die dem Kind die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes vermitteln wollen, können – und sollen – eine Brücke schlagen mit der Realität von Kriegsszenen im Fernsehen, Zeitungsbildern von Hunger und Dürre, Nachrichten von Kinderförlterungen im Radio, Tischgesprächen über Kranke und Flüchtlinge. So bleibt das Gottesbild nicht einfach in der Luft hängen, sondern es wird vielmehr „geerdet“.

Erwachsene wie Kinder können somit die Brücke zu einem gereiften Gottesbild schlagen: Sie erahnen den Gott, der die heile, geheilte Welt will und verheißen hat, sie zu vollenden – aber nicht ohne die Mitarbeit der Menschen! Nicht ohne es den Menschen zuzutrauen, daß sie Not lindern und auch beenden können. Damit sind wir erwachsene Christen herausgefordert!

Für den christlichen Glauben versteht es sich von selbst, nicht einfach den Kopf, Herz und Hand zu verschließen, sondern offen zu sein für die Realität, die auf Anpacken und Linderung von Not wartet. Kindermissionssonntage, Fastenopfer und schulische Lehrpläne bieten die Möglichkeit, die DrittWelt-Problematik aufzunehmen und dabei den Ursachen von Hunger, Ungerechtigkeit und Krieg nachzugehen. Es ist auch sehr heilsam für Erwachsene, dabei zu entdecken, daß die „Bosheit der Menschen“ in uns allen steckt. Wir Christen, als Volk, als Staat sind mitverflochten und mitschuldig.

Kinder brauchen Vorbilder, Verhaltensmuster – und dann Gelegenheiten selber etwas zu tun gegen Unfrieden und Not hier bei uns und in der weltweiten Heimstatt. Jedes Eingehen auf Kinderfragen ist Lebenshilfe für sie und für Erwachsene. Erwachsene können von Kindern viel lernen. Die Fragen der Kinder verpflichten nämlich Erwachsene zur Redlichkeit und zum Überdenken ihrer Haltungen. Sind Eltern und Miterziehende mit Kindern unterwegs, werden sie sprudelnde Lebens- und Gottesfreude erfahren und gemeinsam lernen, die Unbeantwortbarkeit letzter Geheimnisse und die Unverfügbarkeit Gottes anzunehmen.

P. Théo Klein SCJ

Spenden

Für Priesterberufe

Merscheid 2.000; Michelbouch 80.000; Binsfeld 500.

Für die Missionen

Goeblange 1.300; Nocher 5.000; Redange/Attert 10.000; Martelange 550; Oberkorn 4.000; Vichten 1.100; Luxembourg 12.000, 550, 500; Ettelbruck 1.000; Schweich 230; Esch/Alzette 500, 3.600; Bastendorf 7.000; Strassen 600; Bereldange 1.000; Mondercange 1.800.

Brot für unsere Missionare

Diekirch 2.000; Schifflange 500.

Taufgaben

Drauffelt 1.000.

Zu Ehren der Muttergottes

Walferdange 5.000.

Wir gedenken unserer Toten

Bettembourg: Koob-Clemens Marguerite
Esch/Alzette: Dr Hildgen-Reuter John
Boettel-Meyers Emile
Forges-Baelen: Grof Anna
Heffingen: Gillen Marie-Pierre
Lenningen: Faack Joseph
Landscheid: Zenners-Eischen Louise
Luxembourg: Jost Pierre
Abbé Schaeffers Michel
Boever-Weiler Joseph
Nospelt: Lippert-Weber Nic.
Pétange: Abbé Schneider Aloyse
Soeur Thérèse de Jésus,
Carmélite Tertiaire
Wiltz: Abbé Gonner Joseph

Diese Liste wurde am 10. März 1992 abgeschlossen.

DIE KIRCHE VON LUXEMBURG UND IHR VERHÄLTNIS ZUM REGENTEN UND ZUR REGIERUNG

DIE LETZTEN NASSAUER AUF LUXEMBURGS THRON

Am 17. November 1905 teilte Bischof Koppes seinem Klerus und den Gläubigen, im „Kirchlichen Anzeiger für die Diözese Luxemburg“, den am Vormittag gegen 11 Uhr auf Schloß Hohenburg eingetretenen Tod von Großherzog Adolph mit. Der am 24. Juli 1817 in Bieberich am Rhein geborene Monarch war seit längerer Zeit krank und hatte die Regentschaft im Großherzogtum Luxemburg seit 1902 seinem Sohn Wilhelm übertragen. In der Familiengruft zu Weilburg wurde Großherzog Adolph beigesetzt.

Als Zeichen der Trauer verordnete der Bischof, daß in allen Kirchen des Landes, morgens, mittags und abends die Glocken geläutet wurden. Am 26. November wurde ein Hirtenschreiben verlesen, das die Persönlichkeit des Verstorbenen würdigte: „Als der rüstige Greis von 73 Jahren im Jahre 1890 unter dem Jubel des Volkes seinen feierlichen Einzug in seine neue Residenzstadt Luxemburg hielt, versprach er all seine Kraft, ja seinen letzten Tropfen Blutes einzusetzen, um dem Lande die herkömmlichen, freiheitlichen Einrichtungen und die so teure Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu wahren.“ Der Bischof hob das taktvolle Benehmen des Monarchen hervor und seinen „edlen, fürstlichen Sinn, mit dem er die Hochachtung und die Freundschaft der fünf Großmächte Europas zu gewinnen wußte“. Was den Bischof besonders beeindruckte, war die Tatsache, „daß er den Glauben an Gott und an seinen Erlöser treu bewahrt hat und denselben in vertrauensvollem Gebet zu Gott bis zu seinem Tode treu bekundete. In seinem lebendigen Glauben an Gott wurzelte seine stark ausgeprägte Gerechtigkeitsliebe . . .“

Am 22. November 1905 leistete sein Sohn Erbgroßherzog Wilhelm den verfassungsmäßigen Eid vor der Kammerdeputation, die nach Hohenburg zur Beisetzung des Verstorbenen gereist war.

In den Kirchen Luxemburgs sang man fortan: „Domine, saluum fac ducem nostrum Guilhelmu“.

Der neue Großherzog konnte die Gebete der Gläubigen gut gebrauchen, denn

kaum waren die Totenglocken verklungen, da kam die Kunde von der ernstlichen Erkrankung des bereits vierundfünfzigjährigen Herrschers. Bischof Koppes forderte, daß man eifrige Gebete verrichtete. Während der schweren Erkrankung des Großherzogs Wilhelm von Luxemburg wurde ein Familienrat gebildet, um der Großherzogin Maria-Anna in ihren mannigfaltigen Entscheidungen beizustehen. In der Villa Schäfer, in der Nähe der 1903-1904 erbauten Adolphbrücke, wohnte im Winter 1907-1908 die Großmutter Großherzogin Adelheid-Marie mit den Enkelkindern. Diese Villa Schäfer wurde später die Bischofswohnung, die 1958 dem Neubau der bischöflichen Residenz unter Bischof Leo Lommel weichen mußte.

Da der Gesundheitszustand des Großherzogs sich zusehends verschlechterte, beschloß der Monarch das Familienstatut des Großherzoglichen Hauses dahin zu ändern, daß die erstgeborene Prinzessin die Krone Luxemburgs erben konnte. Am 6. Juli 1907 stimmte die Abgeordnetenkammer diesem Vorhaben mehrheitlich zu. Allerdings zeigte es sich bei dieser Gelegenheit deutlicher, daß fortan mit einer antidynastischen, republikanischen Partei in Luxemburg zu rechnen war.

Am 19. März 1908 teilte der Großherzog dem Staatsminister mit, er habe die Absicht, die Großherzogin Maria-Anna zur Regentin an seiner Statt einzusetzen. Am 13. November 1908 leistete sie den Eid auf die Verfassung. In dieser Eigenschaft verblieb sie bis zur Volljährigkeit ihrer Tochter Maria-Adelheid, die den Titel einer Erbgroßherzogin führte.

Um diese Zeit versuchten die Benediktinerpatres unter Abt Paul Renaudin sich in Clerf niederzulassen. Dom Vincent Truijen schreibt in seiner Abhandlung „L'installation des bénédictins à Clervaux 1907-1910“ (in: Hémecht 1980, 149-172), Bischof Koppes sei diesem Vorhaben wenig gewogen gewesen. Dem war nicht so, sondern der Oberhirte wußte aus langjähriger Erfahrung um die klosterfeindliche Haltung der Regierung unter Staatsminister Paul Eyschen. Er wollte jeden weiteren Konflikt vermeiden, besonders nachdem man in der Abgeordnetenkammer die Stimme von Dr. Michel Welter und von Xavier Basseur vernommen hat-

te. Als man zu Gunsten der Benediktiner die großherzogliche Familie in die Vermittlung hineinziehen wollte, beschwichtigte Bischof Koppes die Ex-Königin von Braganza, Herzogin von Löwenstein, die Mutter der Großherzogin Maria-Anna, in einem Brief vom 20. Oktober 1907, er werde sein möglichstes tun, „und die nicht geringen Schwierigkeiten zu heben versuchen, die sich, infolge unserer politischen Lage und der eigenartig gelagerten Verhältnisse unseres von Frankreich so sehr beeinflussten Ländchens, einer weiteren Niederlassung von Ordensleuten entgegenstellen . . .“.

Die Herzogin Adelheid von Braganza war kurz nach der Heirat ihrer Tochter Maria-Anna (1897) in die Benediktinerabtei von Ste Cécile de Solesmes eingetreten. Durch das Gesetz vom 1. Juli 1901 gezwungen, verließen die Klosterfrauen ihre Abtei und siedelten sich auf der englischen Insel Wight an. Hier starb Herzogin Adelheid im Jahre 1909 im Alter von 78 Jahren.

Eine Audienz in Hohenburg, die Abt Paul Renaudin sich erbeten hatte, wurde von der Großherzogin Marie-Anna abgelehnt, wahrscheinlich aus Rücksicht auf den Gesundheitszustand ihres Gatten. „A Luxembourg il m'eut été très facile de vous recevoir, mais ici, au milieu de la campagne, votre visite ne manquerait pas d'attirer l'attention et c'est ce qu'il faut éviter actuellement.“ Immerhin versprach sie, bei den Vorbereitungen für eine Niederlassung im Luxemburgischen sich nicht zu verweigern, „je ferai tout au monde pour aplanir les difficultés qui pourront surgir“.

In der Tat unterstrich das päpstliche Brevé, das die Abtei kirchlich anerkannte, als es in den „Acta Apostolicae Sedis“ am 15. Juni 1909 veröffentlicht wurde, die besondere Unterstützung des Bischofs von Luxemburg und der Großherzogin Maria-Anna von Luxemburg.

Aus Rücksicht auf den immer schlechter werdenden Gesundheitszustand des Großherzogs entschloß sich die Familie, die Feier der ersten heiligen Kommunion der Prinzessinnen nicht in Luxemburg, sondern im trauten Kreis auf dem Schloß Hohenburg zu begehen.

Am 7. Februar 1912 forderte der Bischof den Klerus und das Volk auf, für die Genesung des Monarchen zu beten. Der Gesundheitszustand hatte sich wesentlich verschlechtert.

Am 25. Februar 1912 teilte der Staatsminister die Trauernachricht mit, gegen 19 Uhr sei der Großherzog Wilhelm auf Schloß Berg verschieden.

in ihrem Werden, Wachsen + Wirken

Fünftes Kapitel

JOHANN-JOSEPH KOPPE (1843-1918)

von Jean Malget, Ehleringen

Im „Kirchlichen Anzeiger für die Diözese Luxemburg“ veröffentlichte Bischof Koppes ein Hirten Schreiben, in dem er den Verstorbenen würdigte und die verehrte Erbgroßherzogin als die Erbin der Krone hinstellte. „Uns obliegt die hl. Pflicht, schon jetzt die zukünftige jugendliche Großherzogin nach Kräften, besonders durch unser Gebet, zu unterstützen!“

Die Beerdigung des Verstorbenen fand in der Familiengruft in Weilburg an der Lahn statt. In der Kathedrale war eine Trauerfeier für den 3. März 1912 angesagt.

Die großherzogliche Regierung lud auf dem Weg des Verwaltungsmemorials alle öffentlichen Behörden, alle Beamten und Angestellten, in der Rangfolge wie am Großherzogsgeburtstag, zur Feierstunde um 14.30 Uhr ein.

Der Domchor, unterstützt von 25 Mann der Militärkapelle hatte ein würdiges Trauerprogramm zusammengestellt:

Largo funèbre, Orchester, Grieg,
Friede dem Entschlafenen, Requiem,
Chor und Orchester, Mozart,
Trauerrede des Bischofs
Crucifix, Soli mit Orgelbegleitung, Faure,
Tuba mirum, Soli mit Chor und Orchester,
Mozart,
Mère, filles, ne pleurez pas, Männerchor,
Riga,
Sortie, Adagio, Bizet.

Unter dem Datum des 4. März 1912 verordnete der Bischof, daß vom folgenden Sonntag an, nach dem Hochamt, die Fürbitte „Domine, salvam fac Magnam Ducem“ zu singen sei.

Jean Schoos hat zum 100. Geburtstag und zum 40. Todestag einen sehr wichtigen Aufsatz in der Hémecht 1952 über „Wilhelm, Großherzog von Luxemburg, Herzog von Nassau, 1852-1912“ veröffentlicht.

**Maria Adelheid,
die erste Großherzogin, geboren
auf Luxemburger Boden**

Mit weiser Voraussicht und kluger Berechnung sprach Paul Eyschen, nach einer der letzten Geburtstagsfeiern, als die vier ältesten Prinzessinnen in der Kathedrale dem Te Deum zu Ehren ihres Vaters Großherzog Wilhelm beiwohnten, an die Adresse der Erbgroßherzogin Maria Adelheid: „Permettez, Princesse, en ce mo-

ment solennel, à un vieux serviteur de la Couronne et du Pays, de Vous adresser une parole non exempte de quelque gravité. Votre jeunesse ne Vous a pas épargné le rude apprentissage de la vie. La souffrance physique, Vous l'avez vue de très près. Vous en avez pris Votre part filiale. Le Luxembourg discret et respectueux a les yeux fixés sur Vous. Vous allez entrer dans votre dix-septième année; c'est l'âge où parfois le coeur commence à parler; le Luxembourg est votre fiancé . . .“

War es nicht grausam, einem Menschen in diesem Alter die Last der politischen Entscheidungen aufzutragen?

Die Erbgroßherzogin selber hatte Furcht und Angst vor der kommenden Bürde. Sie war noch ein Kind, aber dachte und redete wie eine Erwachsene. Was liegt nicht alles in der vertraulichen Bemerkung: „Ich werde nie heiraten! Lotti soll an meiner Stelle regieren!“

Mit 18 Jahren bestieg sie den Thron.

Am Dienstag, dem 18. Juni 1912 leistete sie feierlich den Eid auf die Verfassung.

Zwei Tage später ließ Bischof Koppes seine Gedanken und seine Gefühle zu diesem Ereignis von allen Kanzeln des Landes verkünden: „Möge der allgütige Gott, von dem alle Gewalt herkommt und der alles weise lenkt, unsere jugendliche Großherzogin in reichem Maße mit Klugheit und Weisheit, mit Strenge und Gerechtigkeit, mit Gottesfurcht und Pflichttreue ausrüsten, damit sie alles befördere, was zur Ehre Gottes, zum Wohl ihrer Untertanen und zum gemeinsamen Frieden gereichen wird. Nach unserer Väter Sitte werden wir stets fest und unerschütterlich zu unserm erlauchtem Fürstenhaus stehen, wie es, gemäß Gottes Willen und Gebot, treuer Untertanen Pflicht und Schuldigkeit ist“.

Nichts wurde der jungen Großherzogin erspart. Gleich zu Beginn ihrer Regierung häuften sich die Schwierigkeiten und die persönlichen Gewissenskonflikte.

Am 27. Juni 1912 veröffentlichte der Bischof seinen Hirtenbrief zum neuen Schulgesetz. Zwei Tage vorher hatte die Abgeordnetenkammer mit großer Mehrheit die von Generaldirektor Pierre Braun vorgelegte Gesetzesvorlage zur Primärschulreform gestimmt. Der Bischof nannte das neue Gesetz unannehmbar, wenn es

in wesentlichen Punkten nicht abgeändert werde. Noch am 19. August 1913, in seiner Ansprache beim 60. Katholikentreffen in Metz, behauptete der Bischof, dieses Gesetz „sei ein entsetzlich schlechtes, unchristliches Gesetz“.

Die Großherzogin machte von ihrem Veto-recht Gebrauch und verweigerte bis zum 10. August 1912 dem Gesetz ihre Unterschrift. Der Staatsrat hatte die Vorlage bei einer Enthaltung mit allen Stimmen vom zweiten Votum entbunden. Erst durch die Überredungskunst des Staatsministers ließ die Großherzogin sich zur Unterschrift bewegen.

Die politischen Positionen verschärfen sich zusehends. Der antidynastische und antikerikale Haß schlug hohe Wellen.

Am 2. August 1914 brach der unselige Krieg über das neutrale Luxemburg herein.

Staatsminister Paul Eyschen legte sofort Protest ein gegen die Verletzung der Neutralität des Landes.

In seiner Sammlung von denkwürdigen Ereignissen zum Thema „Luxemburg im Kriege 1914-1918“ beschreibt der 1921 verstorbene Forstinspektor Ernest Faber aus Mersch den Ablauf der Geschehnisse, teils aus persönlichen Eindrücken, teils aus Berichten unserer Tageszeitungen. Vieles ist verfälscht, manches unwahr und verfärbt durch die eigene Brille der Phantasie und der menschlichen Unzulänglichkeit. Alles ist wichtig genug, um aus einer gebührenden Entfernung den Kern von der Spreu zu unterscheiden.

Genau so muß die Erinnerung des jungen Bibliothekars des Deutschen Borromäusvereins, des Geistlichen Graf Kraft von Strachwitz gedeutet werden, der als stattlicher Mann eher mit Begeisterung der Kriegsberichterstattung sich widmete, um, weit von Leid und Not, „dem lieben Vaterland“ dienen zu dürfen. Am 27. September 1914 kam er nach Luxemburg und begegnete dort Bischof Koppes. In seinen Memoiren mit dem Titel „Eines Priesters Weg durch die Zeitenwende“ (Dresden 1935) schrieb er: „Bischof Dr. Koppes, groß und imposant, bestimmte sofort, ich hätte in seinem Hause Quartier zu nehmen. Sobald wir allein waren, entledigte ich mich meines geheimen Auftrages: Der Kölner Kardinal von Hartmann suchte nämlich in irgendeiner unauffälligen Form, da eine unmittelbare Anschrift wie eine Verbindung mit dem Feinde hätte aussehen können, die Bitte an Kardinal Mercier gelangen zu lassen, er möchte in seiner Eigenschaft als Bischof keine kriegshetzenden Reden halten. ‚Mein Lieber‘, sagte der Bischof, ‚da werde ich nicht viel machen können.“

(Fortsetzung folgt)

Yves Ledure SCJ

Rerum Novarum en France

Le Père Dehon et l'engagement social de l'Eglise

Editions Universitaires

La faculté des Lettres de l'Institut Catholique de Paris a commémoré, en 1991, le centenaire de **Rerum Novarum** par un colloque international auquel ont collaboré douze experts. Ces contributions sont réunies aujourd'hui en un volume par le P. Yves Ledure SCJ, doyen de la faculté des Lettres. Il a également assuré la direction du colloque.

Un des auteurs, G. Campanini, cite Georges Bernanos et son curé de Torcy dans le **Journal d'un curé de campagne**:

«La fameuse encyclique de Léon XIII, *Rerum Novarum*, vous lisez ça tranquillement, du bord des cils comme un mandement de Carême quelconque.

A l'époque, mon petit, nous avons cru sentir la terre trembler sous nos pieds. Quel enthousiasme . . . Cette idée si simple que le travail n'est pas une marchandise soumise à la loi de l'offre et de la demande, qu'on ne peut pas spéculer sur les salaires, sur la vie des hommes comme sur le blé, ça bouleversait les consciences . . . Pour l'avoir expliqué en chaire à mes bonhommes, j'ai passé pour un socialiste.»

Qu'est donc LE SOCIAL? Un chacun croit le savoir . . . jusqu'à ce qu'on lui demande de préciser: S'agit-il du minimum nécessaire à l'existence? Que veut dire Egalité? Quelles Sécurités? Qu'est-ce qui doit demeurer privé? Que doit faire l'Etat? Que devient le monde archaïque agricole? Les systèmes abstraits méritent-ils notre confiance? Comment tenir compte du flux historique incessant?

Des groupes toujours nouveaux se disent désavantagés, la petite agriculture, les femmes, les mères, les ménagères, les handicapés, les marginaux divers . . .

La question sociale est-elle équivalente à une question de Justice? La justice elle-même est multiforme. Lorsqu'on en a fait le tour, on est désorienté. Quelles disciplines scientifiques sont concernées? En allant de l'Economie à la science du Bien et du Mal? Que dire lorsqu'on est responsable de la doctrine? On peut se tromper. On s'est trompé. Comment juger des situations lointaines? Les questions au Pérou sont différentes de celles du Tatchikistan.

* * *

Des opinions contraires se combattent pendant la préparation, la rédaction et la réception de **Rerum Novarum**, la matrice de la doctrine sociale dite catholique.

Ces trois sujets: préparation, rédaction et réception sont traitées dans les trois premières conférences du colloque.

* * *

Mais je voudrais faire précéder l'ensemble des leçons par celle du P. Ledure. Sa vue sur le sujet est globale. Elle prévient quelques obscurités qui – malgré des redites – laissent certaines notions françaises comme «légitimistes, gallicans, ultramontains» dans un non-dit elliptique pour des lecteurs étrangers. («Légitimiste» par exemple, était un partisan de la branche aînée des Bourbons en 1830.) Le «gallicanisme» défendait l'indépendance de l'Eglise de France contre «l'ultramontanisme» favorable au Saint-Siège.

*

Yves Ledure

Institut Catholique de Paris

Doctrine sociale et projet de société chez Dehon

Le P. Ledure est frappé par la difficulté de conjuguer dans la vie du P. Dehon les deux optiques, d'une part l'action sociale, d'autre part la mystique.

Le P. Tenarolo, qui l'a précédé au colloque, a dit (p. 130) que, dans les écrits du P. Dehon que ce dernier destine à sa congrégation, la question sociale apparaît très rarement.

Le P. Ledure (p. 133) écrit, quant à lui, «... dans les principales oeuvres spirituelles, il y a sinon un chapitre, du moins quelques paragraphes consacrés à la dimension sociale de la dévotion au coeur

du christ». Les deux affirmations semblent bifurquer.

Du moins a-t-on l'impression, en général, que la dimension mystique (Sacré-Coeur) était fondamentale chez le P. Dehon et que les circonstances de la vie du Père ont contribué à y ajouter les dimensions ouvrière et politique puis missionnaire.

Ensuite le P. Ledure consolide sa thèse en citant une méditation du P. Dehon. Mais là il s'agit plutôt d'empires et de rois et peu «d'autorités sociales». Et encore! C'est «d'autorités» qu'il y est question.

Le christianisme, de toute façon, doit aussi avoir une expression publique. Le Sacré-Coeur sur l'étendard de l'état? La France chrétienne se crispe au 19^e siècle. Elle, la «légitimiste», n'accepte pas les mutations de la société laïciste qui pros-

crit la religion. On ne peut, dans l'optique de l'Eglise, christianiser sans organiser la société en conséquence. La Révolution a été la grande perturbatrice. (On n'en voit pas assez les aspects positifs).

La III^e République veut séparer le spirituel du temporel.

Rerum Novarum exprime alors la conception que la religion est seule capable de détruire le mal dans sa racine. Elle est la seule instance d'unification d'une société diversifiée. Il faut rétablir la chrétienté des siècles de foi. Il serait cependant injuste de voir en Dehon un réactionnaire. Son projet est plus ambitieux. Il a le sens de l'histoire. Il refuse la fondation d'un parti politique chrétien. Sa vision est théologique. Mais, dans les situations de la vie concrète, Dehon entend créer des oeuvres

vres qui apportent les réponses ponctuelles. Comme il a le sens de l'histoire son approche gagne une ampleur originale. Le monde moderne repose bien sur l'autonomie du temporel. C'est la séparation qui est hérétique, la volonté d'enfermer les prêtres dans les églises. L'état sans Dieu est une aberration: la religion réduite au domaine privé. Mais les prêtres peuvent aussi se tromper en rejetant le monde moderne. C'est le cas du «gallicanisme» qui commet cette grave erreur pastorale. Celle qui se résigne à se limiter aux enfants, aux vieillards et aux malades. Puis, évoluant, Léon Dehon, ne s'enferme pas dans des positions rigides monarchistes.

«Ultramontain» il veut réconcilier l'Eglise et le Peuple. C'est une nouvelle approche de la société. (C'est aussi le «Ralliement», acceptation de la République).

Les sessions que Dehon anime sont des laboratoires de nouvelles stratégies pastorales. Dans ce domaine, l'Eglise de son temps est démunie. Le clergé était ignare. La France n'avait plus d'universités catholiques. Les séminaires se voulaient pieux et s'en tenaient là. Il fallait donc créer ce que nous appelons aujourd'hui «la théologie des réalités terrestres». Un tel débat ne se limite pas à un mouvement ouvrier.

Rerum Novarum marque une rupture avec le Syllabus en prenant des positions culturelles et philosophiques qui conduisent à la modernité. Elles restent néanmoins ambiguës: une Eglise qui se veut la clef de voûte de l'organisation sociale. Ceci provoque un antagonisme frontal avec le monde laïciste.

Cent ans après, aujourd'hui, ce problème demeure toujours encore entier. L'Eglise se trouve toujours encore confrontée au même défi. La sécularisation est devenue incontournable. Il faut donc reprendre la réflexion comme le fait aujourd'hui *Laborem Exercem* de Jean Paul II dans une perspective plus vaste, un chantier devant nous. Au Moyen Age, une sourde rivalité opposait le Sacerdoce et l'Empire. Suivirent des siècles de conflits incertains qui aboutissent au 19^e à la victoire du pouvoir politique. L'Eglise est reléguée par la Révolution dans la zone privée. Mais penser l'ordre social à partir du seul Etat est aberrant et produit le déséquilibre. La dualité Eglise-Etat s'épuise en contestations. Il faut la remplacer par un espace triangulaire: Société Civile - Etat - Eglise. En tant que peuple l'Eglise appartient de droit à la société civile. Comme la partie d'un ensemble qui ne peut l'évacuer sans se mutiler.

*

Yves Marchasson

Institut catholique de Paris

Mgr Marchasson étudie la condition de moins en moins supportable de la classe ouvrière il y a un siècle. Il présente les *Etudes Sociales de Fribourg*, le conservatisme, l'anticléricalisme, la pratique religieuse, les oeuvres, Cercles et Patronages, les initiateurs et idéologues, les écoles d'Angers et de Liège, Léon Harmel qui insiste déjà sur l'action de la classe ouvrière elle-même et enfin Léon XIII, le conciliateur avec la République.

*

Philippe Levillain

Paris-Nanterre

Les commentaires et lettres pastorales sur *Rerum Novarum* ont sensibilisé l'opinion à l'époque. Une poignée de gens en ont fait leur bréviaire social contre les ravages du libéralisme et du socialisme. Léon Dehon en fut un lecteur aigü.

L'encyclique avait été réclamée par les leaders sociaux catholiques. (Mais ils apparaissent souvent comme des conservateurs).

Le salaire, l'aune de la justice sociale, devient sujet de réflexion contre le matérialisme du profit.

L'urgence de la rédaction du document explique quelques-unes de ses faiblesses: une armature théologique plus de support que de déduction; un système binaire: riches et pauvres; l'incertitude sur le concept de droit positif. La relation de l'état avec la communauté n'est pas analysée. L'archaïsme de l'organisation corporative est encore en vigueur. Mais *Rerum Novarum* a servi de plateforme à tous les successeurs de Léon XIII.

*

Yves-Marie Hilaire

Université Ch. de Gaulle, Lille III

Les rapports de l'abbé Dehon avec la «démocratie chrétienne»

Une démocratie étant une société où les fonctions sont électives. Dehon est marqué par l'oeuvre des «Cercles» en désarroi à cause de certains membres qui la prennent pour un instrument de restauration royaliste. Il est «probablement l'abbé démocrate qui comprend le mieux la pensée de Léon XIII et qui, la diffusant avec efficacité, reçoit fréquemment l'approbation du pape...» Dehon définit la démocratie chrétienne dans ses propres oeuvres:

Manuel social chrétien, Catéchisme Social, Notes sur les Congrès. Il conseille la lecture de Tocqueville, *La Démocratie en Amérique*.

Il pense que la démocratie économique peut aller jusqu'à la «participation» des ouvriers aux bénéfices, rappelle que la *Démocratie chrétienne du Nord* revendique la représentation professionnelle et proportionnelle. Il table sur les réserves de vitalité dans les classes populaires et pense que les classes supérieures, malgré quelques membres d'élite, se sont affaiblies dans le bien-être. (Un oubli de sa part est le silence sur les classes moyennes; et une erreur est la structure sociale binaire: riches - pauvres).

Dehon écrit qu'il convient de passer du camps des rois dans celui du peuple qui a trop de besoins et pas assez de droits, qui réclame avec raison une participation aux affaires publiques et des garanties contre la misère. Il garde cependant une nostalgie utopique du Moyen-Age et accuse la «coterie juive et financière».

Dehon se fait le propagandiste infatigable de *Rerum Novarum* et de la «démocratie chrétienne». Son Manuel Social et son Catéchisme Social sont très largement diffusés. Avec Harmel il organise annuellement des congrès dont les travaux sont utilisés en Allemagne, en Italie et en Belgique. Le Congrès de Lyon en 1897 est inséparable du «Ralliement»: (Mouvement qui amena de nombreux catholiques à accepter – avec Léon XIII comme promoteur – le remplacement de la monarchie par le régime républicain.) Une génération nouvelle de catholiques est marquée par le ralliement et *Rerum Novarum*. Elle annonce le catholicisme social du XX^e siècle. Il contient aussi les débuts du «Sillon». (*Le Sillon*: une revue, organe d'un mouvement social chrétien démocrate, fondé par Marc Sangnier en 1904 et condamné par Pie X: Appréhension des autorités que ce mouvement leur échappe).

L'infatigable Dehon, interprète autorisé de Léon XIII, passe ses hivers à Rome et y fait de nombreuses conférences. Le pape le reçoit plusieurs fois et l'encourage à continuer. Dehon s'intéresse aussi aux associations agricoles. Il annonce un utopique XX^e siècle de la terre... A moins que ce soit déjà un rêve écologiste...

L'échec politique des catholiques en 1898, le Bloc des Gauches et la persécution amènent L. Dehon à abandonner la politique et à se recentrer sur le social de manière à préserver l'essentiel.

Son apport pratique reste considérable.

*

Giorgio Campanini

Université de Parme

M. Campanini développe comme sujet: Dehon et Léon XIII.

Léon Dehon s'est qualifié lui-même comme l'écho fidèle, voire comme le «petit phonographe» des encycliques de Léon XIII. Mais il a fait mieux qu'une caisse de résonance. Il a été un lecteur et un interprète aigu, un actualisateur et, en certains points, un novateur.

Alors que *Rerum Novarum* maintient l'équilibre entre syndicat de classe et syndicat mixte (patrons et travailleurs), Dehon préfère le syndicat de métier (d'un côté les patrons, de l'autre les ouvriers). Il prend sur ce point ses distances même avec Harmel.

Dehon est plus interventionniste que Léon XIII en ce qui concerne le rôle de l'Etat. Il cite Lacordaire: «Dans le domaine du travail, c'est la liberté qui opprime et la loi qui affranchit».

Aussi, après la dissolution de la démocratie chrétienne, il se retire dans le silence au sujet du catholicisme social... Un clergé domestiqué par les pouvoirs de droit divin n'avait pas été prêt à préfigurer le prêtre ouvrier du XX^e siècle.

*

Jacques Gadille

Université Jean-Moulin, Lyon III

Diffusion et mise en oeuvre de l'encyclique à travers «la Chronique du Sud-Est»

Amplificateur de la parole papale, Dehon fit figure d'interprète autorisé de Léon XIII après la publication du *Manuel social chrétien*. Il multiplia conférences et retraites, articles et congrès. Son «*Manuel*» est un répertoire des directives, des législations, des formes d'association. Ce manuel connaît cinq éditions pour 60.000 exemplaires et des traductions.

En 1897 Dehon décline la prélature romaine comme ne convenant pas à son état de religieux. Mais il est nommé comme consultant de la Congrégation de l'Index. Il écrit régulièrement entre 1898 et 1904 des éditoriaux mensuels pour la *Chronique des Comités du Sud-Est* réunis en un corpus homogène dans les *Oeuvres Sociales*. C'est une pensée destinée à l'action d'un clergé encore confiné dans les dévotions privées, à l'écart des affaires temporelles par les courants gallicans et jansénistes. Le but est de ramener une attention populiste au bien public, aux

pauvres et aux masses travailleuses. Le roi est désormais le peuple qui délègue ses pouvoirs à des représentants.

Le dauphin, jadis l'élève de Bossuet est maintenant l'élève des écoles. Les électeurs doivent être formés à l'exercice de leur royauté. En opposition aux libéraux, les laïcs doivent exploiter les possibilités de la législation de 1884 sur les associations professionnelles, les syndicats simples et mixtes. Des formulations proches du maurrassisme attaquent les francs-maçons et les juifs. Ces ardeurs polémiques s'expliquent: Il faut se souvenir que le temps est celui du Combisme persécuteur.

Après l'échec des chrétiens-démocrates, le P. Dehon se tourne vers les missions.

*

Jean-Dominique Durand

Lyon III

L'Etat dans la pensée du père Léon Dehon

Pour le docteur en droit Léon Dehon la protection des travailleurs doit être assurée par la loi: Il approfondit sa pensée sur les conséquences de la Révolution Française, de la révolution industrielle, de l'urbanisation et de l'économie libérale sous la lumière de l'enseignement pontifical. L'action de l'Etat est indispensable. La vie sociale dans l'Etat ne doit pas être le résultat d'un caprice. Elle répond à un besoin instinctif de l'humanité. S'il appartient à la charité de secourir ponctuellement la misère, il appartient à la législation de la prévenir. L'Etat n'est pas tout puissant. Il est garant du bien commun mais l'homme n'est pas fait pour lui. L'Etat est fait pour l'homme qui n'a pas à être statolâtre. («L'Etat c'est moi»). La séparation des pouvoirs en législatif, exécutif et judiciaire permet d'éviter la tyrannie.

Une centralisation exagérée exige une armée de rouages (d'employés) inutiles. La décentralisation libère la vie dynamique, les corps intermédiaires: familles, communes, groupements professionnels, provinces.

Mais l'individu ne peut pas tout faire. Dans ce cas l'Etat doit suppléer. Par exemple assurer la justice distributive.

L'Etat dehonien ne peut être neutre. Il est chrétien. La société doit un culte à son auteur. Il faut établir les rapports état-religion sur des bases concordataires.

La typologie dehonienne de l'interventionnisme étatique demande à l'Etat d'imposer les rythmes du travail, le repos du dimanche, un horaire maximum, fixé à

onze heures. Le projet de huit heures est encore senti comme utopique. Pour le bien-être des travailleurs il faut fixer un minimum du salaire, organiser la retraite et les assurances, fonder des caisses de secours. L'Etat n'est pas un entrepreneur mais assure les grands équilibres économiques. Mais Dehon est peu à l'aise pour parler économie et finances.

*

Marc Agostino

Bordeaux III

M. Agostino compare le *Catéchisme social* de Mgr Lecot, archevêque de Bordeaux, au *Manuel social* du Père Dehon. Les deux auteurs sont originaires de la région de Saint-Quentin. Le *Catéchisme* met à la portée des lecteurs, en 136 questions, le contenu de l'encyclique et ne fait que cela. Le *Manuel*, largement diffusé, prend appui sur l'encyclique et entreprend un essai avec des perspectives opératoires. Il ouvre des voies prometteuses et très concrètes à une action des catholiques au siècle suivant.

*

Pierre Trimouille

Châlons-sur-Marne

Dehon et le Val-des-Bois. Vers un clergé nouveau.

Pour venir à bout du paupérisme, de la misère matérielle et morale des travailleurs, en particulier pendant des sessions de formation pour jeunes séminaristes, Léon Dehon a le désir de former un clergé nouveau voué à l'action sociale. Son apostolat paroissial à la basilique de Saint-Quentin était difficile. La paroisse groupait 30.000 catholiques. Il fallait imaginer des oeuvres permettant d'atteindre cette population impossible à toucher par des contacts personnels directs. En 1873, au congrès annuel de l'Oeuvre des Cercles, Dehon a vécu comme une révélation son contact avec Léon Harmel, le directeur de l'usine du Val-des-Bois. Par la suite, Dehon ajouta à ses oeuvres un cercle d'ouvriers, un cercle d'études pour lycéens et étudiants, considérés comme les futurs cadres – et des séances de travail tous les quinze jours pour les patrons. Au Congrès de Reims en 1875, il réclame des conférences sociales dans les grands et petits séminaires ainsi que dans les collèges.

En 1887 Dehon détache au Val-des-Bois le père Charcosset que Léon Harmel ap-

pelle «un autre moi-même» et Dehon accepte la direction spirituelle des oeuvres du même Val-des-Bois.

Était-ce la mise en place d'un nouveau type de clergé? Le père Charcosset, installé durablement, occupé à plein temps dans l'usine, constitue bien en fait le premier des aumôniers du travail.

Mais la voie suivie menait à une impasse. Le clergé employé au Val et dans les autres usines rattachées à l'archiconfrérie de N.D. des Usines perd son indépendance en se mettant au service d'une sorte de cléricisme patronal.

Mais au Val s'organisent des sessions intenses avec des prêtres et des séminaristes qui semblent ainsi échapper, au gré de certains évêques, aux autorités normales. En 1896 on espère au Val «la venue de 10 Lillois, 12 séminaristes de Cambrai, 10 de Saint-Sulpice, 6 d'Orléans, d'autres d'Amiens, Arras, Tours, Blois, Issy, Reims et Besançon. Des étrangers participent aux travaux comme Pottier de «l'école de Liège» et Lehmkühl, un allemand. En 1895, au Congrès de Saint-Quentin, 35 diocèses sont représentés. Des restrictions critiques que l'on peut faire – avec le recul du temps – sont:

1. la dénonciation sévère du judaïsme,
2. une sensibilité encore trop réduite à l'égard des besoins de liberté et de promotion du monde ouvrier.

Quant au monde industriel, le P. Dehon ne donne que deux références: Feron-Vrau à Lille et le Val-des-Bois, deux endroits privilégiés.

L'impact des idées sociales progressistes dans toute la France fait grandir l'animosité des conservateurs dans la même mesure. Les penseurs-libres (libres-penseurs) étaient à l'époque les ennemis de l'Eglise. Les libres-songeurs sociaux chrétiens de ce temps rencontrèrent sur leur chemin des intégristes. Mgr Turinaz de Nancy les traita de modernistes. Il suspecta Harmel de socialisme, ne nommait pas Dehon mais le visait: «... des prêtres sans mission et sans autorité s'efforcent de s'emparer de la direction des jeunes prêtres et des séminaristes; ils offrent à ces jeunes prêtres et même aux séminaristes, pendant les vacances, leurs journaux...». Harmel, inquiet, mit fin aux sessions d'été du Val en 1902. Mais, malgré ces freinages la formation sociale du clergé demeura une priorité et les «Semaines Sociales» ont commencé une nouvelle phase du catholicisme social.

Après 1902, le P. Dehon, un mystique et non un politique, en sera absent. Son mérite cependant reste grand.

*

Andrea Tessarolo

Editions dehonienues, Bologne

Le règne social du Coeur de Jésus dans les écrits de Léon Dehon

Le P. Tessarolo rend compte d'abord d'une recherche sur l'origine des expressions: «*Le règne du Coeur de Jésus dans les âmes et dans les sociétés*». Il en expose le contenu en examinant le lien entre la visée mystique et l'engagement social du P. Dehon.

Le premier à utiliser largement l'expression «Le règne du Coeur de Jésus» est le P. Ramière (1821-1884). Cette expression, dit Ramière, nous fait comprendre que Jésus n'a pas voulu établir son empire par la force et la crainte mais uniquement par l'amour. Il souligne la primauté de l'amour dans la révélation de Dieu et dans la vie chrétienne.

«*Le règne social de Jésus-Christ*». Cette expression commence à être employée à partir de 1870 par des mouvements liés à l'érection de la basilique de Montmartre et à la consécration de la France au Sacré-Coeur.

De l'expression «*règne social de Jésus Christ*» on arrive à celle de «*règne social du Sacré-Coeur*» en passant par un courant qui se développa à Quito (Equateur), animé par le P. Jules Matovelle. Le P. Dehon n'a sans doute pas employé l'expression «le règne social du Sacré-Coeur» avant 1887. Il trouve chez Matovelle une sensibilité voisine de la sienne. Elle va renouveler son vocabulaire: «*Le Règne du Sacré-Coeur dans les âmes et dans la société*».

Ces temps sont loin. Si l'on pense aux héritiers de cette revue qui s'appellent Le Règne, Il Regno. «Das Reich» était improbable. C'était le nom d'une division SS.

Pourquoi ce nouveau nom? Le Père Ramière s'était engagé dans une ligne intégraliste. Le Père Dehon, sympathisant d'abord avec Ramière, évolua ensuite jusqu'à devenir un promoteur du «Ralliement» à la République.

Pourquoi «*règne social*»?

Visée mystique et aspects sociaux sont entremêlés dans cette expression. Il s'agit là d'une spécificité du P. Dehon. C'est une pensée très unifiée autour d'une interprétation originale de la «Dévotion». C'est le règne de Jésus mais avec une dominante d'amour: présence dans les âmes mais aussi présence dans les sociétés! Ce n'est pas seulement un apostolat spirituel. Il est aussi social. Le relèvement social ne peut s'opérer que par une effusion de charité.

La pensée du P. Dehon demeure malgré tout paternaliste. Le patron y ressemble au chef de famille. Dans ses écrits pour la congrégation, la question sociale apparaissait très rarement.

Pendant le 19^e siècle, la plupart des catholiques français favorisaient la Restauration de la monarchie, de l'ordre social et politique antérieur à la Révolution. C'étaient des catholiques intégralistes. De ce groupe se détachèrent en 1871 les «catholiques sociaux» avec l'oeuvre des Cercles. Dirigés par de riches propriétaires qui, eux aussi, restaient nostalgiquement liés à la tradition monarchique. L'Eglise n'avait pas à transiger, d'après eux, avec un état républicain et athée. Ces intégristes refusaient les institutions républicaines. La Révolution était la peste. La ligne officielle des Cercles était: soumission à l'enseignement pontifical, spécialement au Syllabus, dévouement à la classe ouvrière.

Cette ligne intégriste contraire à tout ce qui était moderne, a contribué à donner à la spiritualité une coloration rétrograde.

Le P. Dehon a subi ce contexte. Mais, frappé par la misère des ouvriers et la déchéance morale de tant de chefs d'entreprises, il multiplia les initiatives et les «conversions». En 1873, il adhéra aux catholiques sociaux. En 1885 il accepta déjà en fait la nouvelle forme de gouvernement. Il aboutit vers 1890 au mouvement de la démocratie chrétienne. Au début il avait placé sa confiance dans l'action des chefs d'industrie catholiques. Mais peu à peu mûrit en lui la conviction que la promotion de la classe ouvrière ne pouvait se faire que par l'action des ouvriers eux-mêmes.

La «démocratie chrétienne» n'était pas encore un parti politique mais plutôt un mouvement. Dès son début, le P. Dehon figure en tout premier plan. Il est membre du comité restreint de direction. En 1903 il écrit: «Ce siècle sera démocratique... Mais cette démocratie sera chrétienne ou ne sera pas. La nature humaine est toute imprégnée de l'égoïsme... L'Evangile seul peut faire régner la justice et la charité. Tout essai de réforme sociale en dehors du christianisme sombrera dans l'égoïsme et le règne de la force. Les nations oscilleront entre la tyrannie d'un seul ou celle d'une oligarchie... Le vingtième siècle fera des essais désastreux et reviendra à l'Evangile pour ne pas périr dans l'anarchie».

Ce texte assez prophétique pourra servir de testament social du P. Dehon.

L. Kohlen SCJ

